

Der Schmelztiegel



Zu unserem Titelbild

Der Betrachter des Titelbildes mag sich einen Augenblick lang in ein Bergwerk versetzt fühlen. Dennoch wurde dieses Bild in der BSI aufgenommen. Es zeigt einen Ausschnitt der neuen Gußtransportanlage in der Tempergießerei in Papenberg. Über diese Anlage wird im Inneren des Heftes im einzelnen berichtet.

Wir befinden uns unterhalb des Hüttenflures der Gießerei in dem sogenannten Kühlkeller. Eine endlose Förderkette schleppt die mit Gußtrauben gefüllten Kübel in zahlreichen Windungen durch diesen Keller von der Formerei zur Putzerei.

Durch die Gußtransportanlage konnte der bisher übliche Transport der Gußtrauben mit Paletten, die von Hand zu be- und entladen waren, eingestellt werden.

Der Schmelztiegel Werkszeitung der Bergischen Stahl-Industrie Remscheid

- 2 Zu unserem Titelbild
- 4 Lassen sich Überstunden vermeiden?
- 5 Urlaubseinteilung 1968
- 5 Tarifrurlaub für das Jahr 1967
- 6 Heiratsabfindung nur noch bis 31. Januar
- 7 Die neue Gußtransportanlage in der
Tempergießerei
- 12 „Tri“ ist lebensgefährlich
- 12 Die neue Blendschutz- und Nebelbrille
- 13 Zum Wohle der Bürger (Zwei Beispiele)
- 14 Eine tolle Sache
Die „Super-Isolations-Rettungsdecke“
- 15 Finanzänderungsgesetz
Rentnerkrankenversicherung
- 15 GIFA 1968
- 16 Klein aber fein
Die Elektrolehrwerkstatt in der Halle Süd
- 17 Wer nicht hören will . . .
- 18 und das meint Struppi
- 19 Welch ein Glanz in unserer Hütte
- 20 Gedanken unter der Schutzkappe
- 20 Neuer Verbraucherschutz ab 1. Januar 1968
- 21 und wer „küßt“ uns ?
- 22 So sieht die neue Scheckkarte aus
- 23 Kann man preiswert einkaufen?
- 26 Glückauf ! (Gedicht)
- 26 Das neue Buch
- 27 Unsere Jubilare
- 27 Familiennachrichten
- 28 Bild: Roste aus hitzebeständigem Chrom-Nickel-
Stahlguß für Aufkohlungsöfen

Herausgeber
Bergische Stahl-Industrie KG Remscheid
Verantwortlicher Redakteur
Herbert Goratzki / Remscheid
Druck
Bergische Druckerei Ludwig Koch / Remscheid
Fotos
Heinz Lindenberg / Werksfotograf
Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion
Die mit Verfassernamen gezeichneten Artikel
entsprechen nicht in jedem Falle der Meinung
der Redaktion

Lassen sich Überstunden vermeiden?

Kurt Zimmermann

„Wir müssen übers Wochenende wieder jede Menge Überstunden verfahren, weil der Lichtbogenofen am Freitagabend einen Durchbruch hatte!“ Das sind Nachrichten, die niemand gerne hört. Der Meister und seine Handwerker sehen ihr freies Wochenende, für das sie sich schon einiges vorgenommen hatten, dahinschwinden, der Betriebsleiter denkt an die auf ihn zukommenden Kosten. Lassen sich solche Überstunden vermeiden? Gewiß nicht, denn der Ofen muß ja zum Wochenbeginn wieder einsatzbereit sein, damit der Betrieb weiterlaufen kann. Es wird also niemand, auch nicht der Betriebsrat, gegen diese Überstunden Einspruch erheben.

Es ist aber auch nicht diese Art von Überstunden, die immer wieder zu Diskussionen und unliebsamen Verhandlungen Anlaß geben. Sie machen nur einen Bruchteil der vielen Überstunden aus, die mehr oder weniger regelmäßig in einigen Betriebsabteilungen unseres Werkes anfallen und über deren Notwendigkeit gestritten wird.

Man kann wirklich nicht sagen, daß wir im vergangenen Jahr in der Stahlgießerei gut beschäftigt gewesen wären. Trotzdem wurden aber immer wieder Überstunden verfahren. War das nötig? Lag das nicht oft an mangelhafter Disposition? — Dazu muß man sagen, daß sich alle Stahlgießereien um die Aufträge raufen und daß außer mit niedrigen Preisen auch mit kurzen Lieferterminen operiert wurde. Was an Aufträgen hereinkam, hatte durchweg sehr kurze, unauskömmliche Termine, die nur mit Hilfe von besonderen Maßnahmen einzuhalten waren. Und die Termine mußten eingehalten werden, nicht nur, um beim Kunden nicht in Verruf zu kommen, sondern auch, um die in vielen Fällen auferlegte Konventionalstrafe für Nichteinhaltung der Termine abzuwenden. So mußten häufig Kernmacher und Former für den Samstag bestellt oder ein paar Stunden an die normale Schicht angehängt werden, obgleich das eigentlich vom Auftragsbestand her unsinnig erscheinen mochte. Noch ausgeprägter zeigte sich das in der Putzerei, wo die Gußstücke oft von Hand zu Hand gereicht wurden, um die Liegezeiten abzukürzen.

Unsere Mechanischen Werkstätten haben in den letzten Jahren eigentlich regelmäßig zusätzliche Stunden arbeiten müssen. Zwar haben wir gerade dort zahlreiche neue, leistungsfähigere Maschinen eingesetzt, was schon allein wegen der Arbeitszeitverkürzung auf 40 Wochenstunden eine Lebensnotwendigkeit war, aber der sich ständig erhöhende An-

teil an Fertigprodukten führte zu einer immer stärkeren Belegung der Maschinen. Soweit es die Personallage zuließ, wurde die Doppelschicht verstärkt, doch darüber hinaus blieb vielfach nichts anderes übrig als zusätzliche Samstagschichten einzulegen. Unser Bestreben ist immer dahin gegangen, die Überstunden so einzuteilen, daß der einzelne Mann nicht mehr als zwei Samstage im Monat eingesetzt wurde. Man kann sagen, daß diese Samstagschichten durchaus nicht unbeliebt sind, erbringen sie doch ein nicht zu unterschätzendes, zusätzliches Einkommen. Man darf an dieser Stelle auch erwähnen, daß viele Betriebe im remscheider Raum bei der Einstellung von Arbeitskräften die Möglichkeit zum Verfahren von Überstunden geradezu als Werbemittel benutzen, und wir stellen vor allen Dingen bei Gastarbeitern häufig fest, daß als Kündigungsgrund angegeben wird, man könne keine oder zu wenig Überstunden machen. Auch das gibt es also!

Es ist auch durchaus verständlich, wenn sich z.B. junge Leute, die sich einen Hausstand gründen wollen und knapp bei Kasse sind, bemühen, von einer Betriebsabteilung in eine andere versetzt zu werden, wo sie mehr Überstunden machen können, um mehr Geld zu verdienen. Aber es liegt hierin auch eine Gefahr. Erfahrungsgemäß steigen die Ansprüche des einzelnen mit zunehmendem Einkommen, gleich, ob es aus dem regulären Lohn oder Gehalt resultiert oder, ob es mit Hilfe von Überstunden erzielt wurde. Entfallen dann aus irgendeinem Grunde plötzlich die Überstunden, so stellt der Rückgang des Einkommens den Betroffenen sofort vor finanzielle Probleme. Es sollte schon aus diesem Grunde die Überstundenzahl in gewissen vernünftigen Grenzen gehalten werden, ganz abgesehen davon, daß mancher im Eifer des Geldverdienens das Maß dafür verliert, wieviel er sich körperlich und gesundheitlich zumuten kann. Wer intensiv schafft, kann nicht zu den 40 Normalstunden in der Woche auf die Dauer noch 15 bis 20 weitere mit halbwegs befriedigender Leistung arbeiten. Entweder leidet darunter die Arbeit oder die Gesundheit. Die Vorgesetzten müssen deshalb, wenn sie die Überstunden einteilen, diesen Gesichtspunkt berücksichtigen und nicht nur oder immer wieder jene Leute einteilen, die sich besonders zur Arbeit drängen, oder die sie, weil es herausragende Schlüsselkräfte sind, wegen ihrer Tüchtigkeit besonders vorziehen.

Es sind also zwei Kategorien von Überstunden, deren Notwendigkeit bejaht werden muß. Sie dienen

Urlaubseinteilung 1968

1. der schnellen Beseitigung von Schäden an Maschinen und Betriebseinrichtungen zur Vermeidung von Stillständen,

2. dem beschleunigten Durchlauf von Aufträgen mit besonderem Termindruck.

Erstere sind ein notwendiges Übel, letztere können aus der Sicht der Umsatzsteigerung für den Betrieb durchaus wirtschaftlich und wünschenswert sein.

Es gibt aber noch eine dritte Art von Überstunden. Sie wird dann erforderlich, wenn die Produktion aus dem Tritt gerät, weil entweder hoher Ausschuß anfällt oder qualitative Schwierigkeiten auftreten, die Nacharbeit oder zusätzliche Arbeitsaufwendungen erfordern. Man müßte nicht im Gießereibetrieb tätig sein, um nicht das ohnmächtige Gefühl zu kennen, das einen beschleicht, wenn der Kunde nach Lieferungen schreit und der Betrieb aus qualitativen Gründen nichts fertigbringt. Dann werden häufig Überstunden erforderlich, die dem Betriebsleiter schon gar keine Freude machen. Sie kosten nur bares Geld, ohne daß Werte geschaffen werden.

Früher soll es auch sogenannte „Gefälligkeitsüberstunden“ gegeben haben. Sie wurden, ob erforderlich oder nicht, zugestanden, um dem Arbeitenden entgegenzukommen und ihm einen Gefallen zu erweisen. Ich muß sagen, daß ich nur vom Hörensagen davon weiß und mir nicht vorstellen kann, daß es in unseren gut geleiteten Betrieben so etwas noch gibt.

Daß für die Genehmigung von Überstunden der Betriebsrat auf Grund seines Mitspracherechts eingeschaltet werden muß, ist gewiß allgemein bekannt. Es soll auch hier nur erwähnt werden, um daran die Feststellung zu knüpfen, daß in diesem Punkt die Zusammenarbeit zwischen Betrieb und Betriebsrat im allgemeinen funktioniert, was nicht heißen soll, daß vom letzteren nicht auch Proteste und Ablehnungen kommen, weil es ihm manchmal doch zuviel wird.

Nach Übereinkunft mit dem Betriebsrat sind folgende Urlaubszeiten festgelegt worden:

Gießerei Stachelhausen vom 1. Juli bis 20. Juli
Gießerei Papenberg vom 15. Juli bis 3. August
Laut Tarifvertrag beginnt das Urlaubsjahr am 1. April. Der Urlaub soll der Erholung dienen und zusammenhängend genommen werden.

Werksangehörige, die einen Urlaubsanspruch von 24 Werktagen haben, nehmen einen zusammenhängenden Urlaub von mindestens 18 Werktagen.

Werksangehörige, die 18 oder 21 Werktage Urlaubsanspruch haben, nehmen einen zusammenhängenden Urlaub von mindestens 15 Werktagen.

In den Gießereien wird der über die oben festgelegten Zeiten hinausgehende Urlaub unmittelbar vor- oder nachher genommen.

Die eventuell verbleibenden Resturlaubstage können nach Wunsch genommen werden. Eine Verrechnung von halben Urlaubstagen ist ausgeschlossen.

Die Putzereien Stachelhausen und Papenberg verfahren denselben Urlaub wie die Gießereien, jedoch muß in beiden Abteilungen eine verkleinerte Belegschaft zur Fertigstellung besonders dringender Aufträge eingesetzt bleiben. Die notwendige Einteilung soll möglichst frühzeitig erfolgen.

In den Mechanischen Werkstätten, Lager, Versand usw. kann der Urlaub von April bis September 1968 unter Berücksichtigung der betrieblichen Erfordernisse genommen werden. Urlaubswünsche müssen frühzeitig in die in Kürze zum Ausliegen kommenden Urlaubslisten bei den zuständigen Meistern eingetragen werden.

Instandhaltungsbetrieb, Bau- und Bahnbetrieb teilen den Urlaub nach ihren Erfordernissen ein.

Tarif-Urlaub für das Jahr 1967

Es besteht Veranlassung, auf § 7 des für uns gültigen Manteltarifvertrages hinzuweisen. In dessen Absatz 12 heißt es:

Der Urlaubsanspruch erlischt 3 Monate nach Ablauf des Kalenderjahres, es sei denn, daß er erfolglos geltend gemacht wurde oder, daß der Urlaub aus betrieblichen Gründen oder wegen Krankheit nicht genommen werden konnte.

Dieser Absatz besagt, daß der eventuell noch vorhandene Urlaubsanspruch für das Jahr 1967 am 31. März 1968 verfällt, wenn nicht die aufgeführten Ausnahmen zum Zuge kommen.

Heiratsabfindung nur noch bis 31. Januar

Diese Mitteilung des Presse- und Informationsamtes der Bundesregierung ist erst am 15. Januar in der Redaktion eingegangen.

Die Beitragsrückerstattung aus der gesetzlichen Rentenversicherung, die für Frauen bei Heirat galt, ist durch das Finanzänderungsgesetz 1967 generell mit Wirkung vom 1. Januar 1968 abgeschafft worden. Eine Übergangsregelung besteht jedoch darin, daß Anträge auf Heiratsabfindung in der gesetzlichen Rentenversicherung noch bis zum 31. Januar 1968 bei der zuständigen Versicherungsanstalt gestellt werden können, wenn die Ehe bis einschließlich 31. Dezember 1967 geschlossen wurde und nicht länger als drei Jahre zurückliegt. Dann wird auf Antrag die Hälfte aller Beiträge erstattet, die seit dem 20. Juni 1948 — in Berlin seit dem 24. Juni 1948 — bis Ende 1967 entrichtet worden sind.

Praktisch wird also der Beitragsanteil voll zurückgezahlt, der von den Versicherten selbst eingezahlt worden ist. Der Beitragsanteil, der vom Arbeitgeber entrichtet wurde, wird nicht ausgezahlt. Beiträge für eine freiwillige Höherversicherung werden voll erstattet. Die Beitragserstattung ist zu beantragen:

1. von Frauen, die als Arbeiterinnen beschäftigt waren, bei der zuständigen Landesversicherungsanstalt,
2. von Frauen, die als Angestellte tätig waren, bei der Bundesversicherungsanstalt für Angestellte in Berlin,
3. von Frauen, die der knappschaftlichen Rentenversicherung angehört haben, bei der zuständigen Knappschaft.

Wer erst im neuen Jahr geheiratet hat, hat keinen Anspruch mehr auf eine Heiratsabfindung.

Die Abschaffung der Heiratsabfindung ist nicht als ein Opfer verheirateter Frauen zugunsten der Rentenversicherung gedacht. Sie soll vielmehr den Interessen der Frauen dienen. Die Erfahrung lehrt, daß immer mehr Frauen im späteren Alter in das Erwerbsleben zurückkehren. Bis zum Rentenalter von 60 oder 65 Jahren sind sie dann oft nur verhältnismäßig wenige Jahre versichert. Sie können daher vielfach nur noch eine Kleinstrente erreichen, da die Höhe der Rente wesentlich durch die Dauer der Versicherung mitbestimmt ist. Kommen dagegen Versicherungszeiten aus früheren Jahren hinzu, so ist die Rente entsprechend höher. Eine höhere Rente kann außerdem durch eine freiwillige Weiterversicherung nach der Heirat erzielt werden.

Unberührt geblieben ist die generelle Regelung, die einen Anspruch auf Beitragsrückerstattung in den Fällen gibt, in denen bis zum Wegfall der Versiche-

rungspflicht noch keine 60 Monatsbeiträge in die Rentenversicherung eingezahlt worden sind. Hier besteht das Recht auf Beitragsrückerstattung nach wie vor für Frauen und Männer.

Wenn eine Frau heiratet und ihren Beruf aufgibt, bevor sie mindestens fünf Jahre der Rentenversicherung angehört hat, kann sie also weiterhin die Erstattung der Hälfte der Beiträge verlangen. Es ist jedoch sorgfältig überlegt werden, ob ein solcher Antrag tunlich ist. Besteht Aussicht, daß spätere Versicherungszeiten hinzukommen, so kann damit gerechnet werden, daß zusammen mit früheren Versicherungszeiten von weniger als fünf Jahren die Wartezeit für einen Rentenanspruch erfüllt wird. Dabei ist jedoch zu bedenken, daß Anspruch auf ein Altersruhegeld erst besteht, wenn insgesamt für mindestens 180 Monate (15 Jahre) Beiträge gezahlt worden sind. Bei Berufs- oder Erwerbsunfähigkeit wird dagegen schon eine Rente gewährt, wenn mindestens 60 Monate (5 Jahre) mit Beiträgen belegt sind.

Eine freiwillige Weiterversicherung ist nicht möglich, wenn beim Ausscheiden aus der Versicherungspflicht noch keine 60 Monatsbeiträge geleistet worden sind. Ein Rentenanspruch kann in diesen Fällen daher nur erreicht werden, wenn später wieder eine versicherungspflichtige Beschäftigung ausgeübt wird und insgesamt die Wartezeiten von 180 bzw 60 Monaten erfüllt werden.

Versicherungsamt Remscheid

Ab November 1967 befindet sich die Dienststelle des „Versicherungsamtes Remscheid“ in Remscheid, Daniel-Schürmann-Straße 41. Die Sprechstunden der Überwachungsstelle werden jeden 2. und 4. Dienstag im Monat in der Zeit von 9 Uhr bis 13 Uhr abgehalten.

Die neue Gußtransportanlage in der Tempergießerei

Martin Vedder

In der Tempergießerei Papenberg stehen vier Formanlagen. Die drei größten formen in einer Schicht 700 Kästen und mehr. Alle 36 Sekunden spuckt die Ausschlagstation eines Gießbandes eine rotglühende Gußtraube aus. Die Traube wird von zwei Männern mit Haken gegriffen. Sie wird gewendet, damit der auf der Traube liegende Sand abfällt. Dann wird die Traube auf eine Palette abgelegt. Die Trauben wiegen je bis zu 60 kg. In einer Schicht müssen auf diese Weise je Anlage bis zu 50 t heißer Trauben bewegt werden. Selbst im Winter arbeiten die Ausleerer mit bloßem Oberkörper. An heißen Sommertagen ist die Arbeit nahezu unerträglich. Dann wird die Ausleermannschaft alle zwei Stunden abgelöst. Zur Abkühlung werden die beladenen Paletten auf einen Abstellplatz gefahren und gelangen von dort zur Putzanlage. So etwa kann die Situation bei Planung der Gußtransportanlage beschrieben werden.

Die neue Anlage sollte nun von den Ausschlagstationen der Gießbänder nahtlos die Gußtrauben übernehmen und an der Putzanlage abliefern, ohne daß von Menschenhand eingegriffen werden sollte. Damit wäre es einmal möglich, den durch die laufend gesteigerte Leistung der Gießbänder immer schwieriger gewordenen Arbeitsplatz des Ausleerers einzusparen, andererseits könnte der umständliche Palettentransport eingestellt werden.

Die Aufgabenstellung war eindeutig und klar. Die technische Lösung jedoch lag in weiter Ferne. Wir wollten zunächst die außerordentlichen Schwierigkeiten betrachten, die sich einer derartigen Anlage entgegenstellten:

1. Mechanischer Transport

Bei den ersten Versuchen stellten wir fest, daß z. B. die Waschmittelindustrie mit ihren quaderförmigen Paketen und Kartons vor ungleich leichteren Aufgaben bei Transportproblemen gestanden haben muß als wir. Wir hatten eine Unzahl unterschiedlicher Traubengrößen zu transportieren. Selbst bei gleichartigen Trauben verhielt sich jede anders. Mit ihren Zacken und Gußgraten verhakten sich die Trauben beim Transport und drehten sich wie sie wollten.

2. Entsanden der Trauben

Der Sand auf der Unterseite der Trauben konnte zwar zum größten Teil bereits in der Ausschlagstation entfernt werden. Der Sand auf der Oberseite haftete jedoch sehr hartnäckig. Zum Abschütteln dieses Sandes schien uns ein Wenden der Trauben unerläßlich. Ein technisch einwandfreies Konzept zum Wenden

und Rückwenden der Trauben konnte nicht gefunden werden.

3. Bruchneigung der kalten Gußtrauben

Temperrohguß zerspringt wie Porzellan, wenn man ihn aus geringer Höhe bis zur Boden fallen läßt. Bei der kräftigen Vibration zur Abtragung des anhaftenden Sandes sowie beim Abbremsen rutschender Gußtrauben erhielten die empfindlichen Trauben bereits solche Schläge, daß dünnwandige Partien abbrachen.

4. Abkühlzeit

Wir ermittelten als notwendige Abkühlzeit der Trauben vom Ausleeren bis zur Putzanlage etwa drei Stunden. Die Anlage mußte daher die Fertigung von drei Stunden der gesamten Gießerei aufnehmen. Das entsprach etwa 1000 Gußtrauben mit einer Länge bis zu 900 mm. Nimmt man die Leerstrecke hinzu, so ergab sich eine riesige Gesamtförderstrecke. Eine derart ausgedehnte Anlage schien nur außerhalb der Betriebsgebäude unterzubringen zu sein. Die hohen Kosten für die erforderlichen Stützgerüste wären unerschwinglich gewesen.

5. Raumnot in der Gießerei

Schon vor dem Bau der Anlage waren die Raumverhältnisse an den Ausschlagstationen der Gießbänder sehr beengt. Es war kaum Platz, um die Paletten zur Aufnahme der Gußtrauben an die Bänder heranzufahren. Dieser enge Raum war außerdem nach oben durch das darüberliegende Fertigsandsystem begrenzt, nach unten durch den Altsandkanal. Ferner ließen die Fundamente der Ausschlagstationen eine Aushebung des Hüttenflures nicht zu.

6. Tempergußqualitäten

In Papenberg werden wenigstens drei verschiedene Qualitäten erzeugt:

normaler Temperguß (GTW - 40),
schweißbarer Temperguß (Sius),
schwarzer Temperguß (ferritische und perlitische Qualitäten).

Das Kreislaufmaterial aller Qualitäten war säuberlich auseinander zu halten. Da andererseits die Länge der Förderstrecke nur durch das Einfüllen mehrerer Gußtrauben in einen Kübel zu reduzieren war, ergaben sich bei vier Anlagen und drei Gußqualitäten zahlreiche Kombinationsmöglichkeiten. An der Putzanlage konnten die Kübel jedoch nur an ein oder zwei Stellen entleert werden. Das Fertigungsprogramm ließ sich nur so vereinfachen, daß höchstens zwei Qualitäten auf einer Schicht abgegossen wurden. Diese mußten wechselweise auf den verschied-

denen Anlagen zum Abguß kommen. Aus diesem Teufelskreis schien es kein Entrinnen zu geben.

7. Neuartige Konstruktionen

Obwohl wir uns überall umsahen, gab es nirgendwo in den Gießereien vergleichbare Anlagen, aus denen wir Elemente übernehmen konnten. Nur der Kettenförderer als solcher war bekannt. Wir hatten also technisches Neuland zu betreten. Außerdem lehnten namhafte Firmen der Förderindustrie wegen der schwierigen Aufgabenstellung eine Mitarbeit ab.

Diese Beispiele mögen aus der Fülle der Schwierigkeiten genügen. Es sei lediglich die Ergänzung gestattet, daß diese Anlage nicht von einer Neubaubauabteilung geplant wurde. Die Planung der Anlage mischte sich ganz einfach dreist in das normale Betriebsgeschehen ein, das unbarmherzig weiterlief.

Ersparen wir uns, die verschiedenen Wege aufzuzählen, die nun zur Lösung der Probleme beschritten wurden. Viele endeten als Sackgasse. Für diesen Bericht mag es genügen, die sich schließlich ergebende Endlösung zu beschreiben.

Die Gußtransportanlage läßt sich in folgende Hauptelemente zerlegen:

Das Stützgerüst mit den Laufschienen für die Förderkette,

die Förderkette mit Laufwerken und Antrieben,

die Förderkübel mit Tragrahmen,

die Aufgabestationen zwischen Gießbändern und Förderkette,

die Abgabestationen der Putzanlage mit Förderrinne, die elektrische Steuerung mit Schaltschrank.

Wir wollen nun anhand der Bilder versuchen, detailliert auf die Hauptelemente der Anlage einzugehen. Teilweise ist auf den Bildern leider nicht allzuviel zu erkennen. Die Vorrichtungen sind wegen der großen Unfallgefahr allseitig mit Schutzplatten und -gittern eingeschalt und von außen sehr unübersichtlich. Auch die engen Platzverhältnisse behinderten die Aufnahme von Bildern.

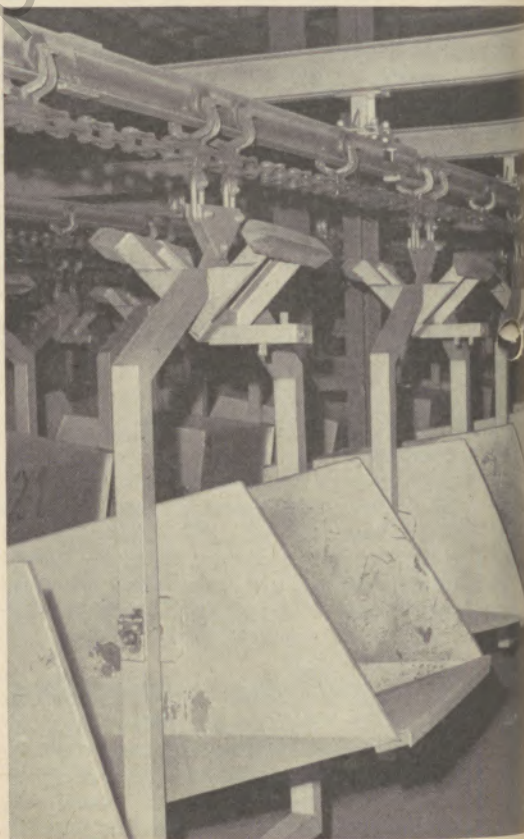
Das Stützgerüst wollen wir nicht näher betrachten, da es nichts Neues bietet.

Die Förderkette hat insgesamt eine Länge von 885 m und überwindet in Berg- und Talfahrt zwischen Gießerei und Kühlkeller einen Höhenunterschied von 20 m. Wir haben eine Steckkette eingesetzt, deren einzelne Glieder mit Bolzen verbunden ineinandergesteckt sind. Diese Steckkette ist vor allem bei Reparaturen vorteilhaft. Die Kette hängt an Laufwerken. An jedem zweiten Laufwerk ist starr, jedoch verschraubt, der Tragrahmen des Kübels aufgehängt.

Die Förderkette wird von insgesamt neun Antrieben gezogen. Zum Ausgleich der Kräfte an Steil- und Fallstrecken sind die Antriebe schwimmend gelagert. An der tiefsten Stelle der Förderkette sitzt die Spannstation, die über Ausgleichsgewichte die Kette strafft hält. Bei derartigen Fördersystemen kommen zwei Prinzipien zum Einsatz. Die billigere, aber auch einfachere Lösung ist das Overhead-Prinzip. Die andere Lösung wählten wir. Der Kübel ist dabei starr mit der Kette verbunden. Beim Power- und Free-Prinzip kann der Kübel bei laufender Anlage von der Kette über Mitnehmer gelöst und wieder eingehängt werden. Dieses System ist teuer, aber auch variantenreicher. Man betrachte hierzu Bild 1.

Im Bild 1 ist weiter der Förderkübel mit seinem Tragrahmen zu erkennen. Insgesamt 484 Kübel sind

Bild 1



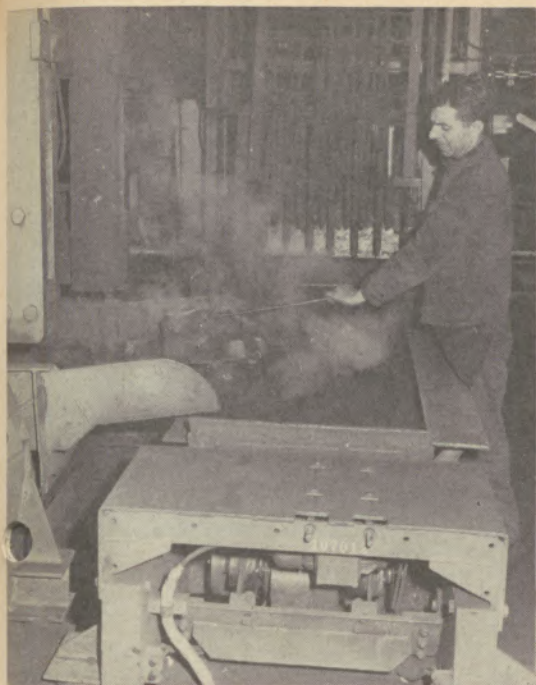


Bild 2

lückenlos hintereinander in die Förderkette eingehängt. Man erkennt das starre Winkelprofil, welches mit ausgestellten Kufen zur Stabilisierung des Rahmens an bestimmten Stellen der Anlage in Rollenführungen läuft. An solchen Stellen, beispielsweise bei der Aufnahme der Trauben, wird der Tragrahmen auch unten zwischen zwei Schienen geführt. Der Kübel ist im Tragrahmen drehbar gelagert. Eine Sicherung verhindert ein ungewolltes Kippen. Im Bedarfsfalle wird diese Sicherung ausgeklinkt.

Wenden wir uns nun den Aufgabestationen zu, von denen eine in den Bildern 2, 3 und 4 zu sehen ist. In Bild 2 erkennt man links die aus der vorhandenen Ausschlagstation kommende Traube, die nun auf die Querrinne läuft. Auf dieser Querrinne sind, nicht sichtbar, drei Trauben durch pneumatisch bewegte Schieber festzuhalten. Die vorübergehende Lagerung dieser drei Trauben ist bei Kurzstörungen

Bild 3



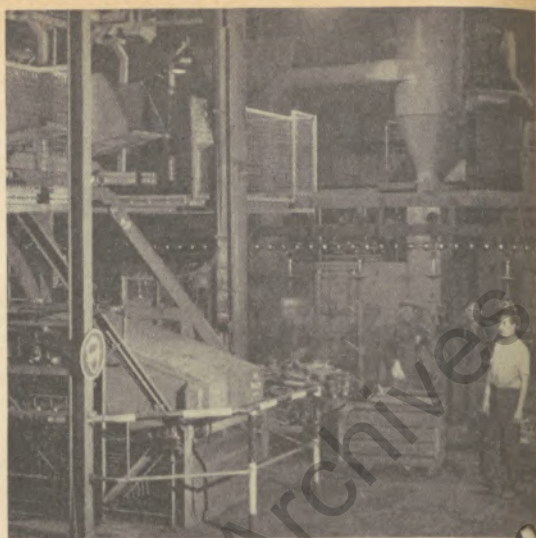
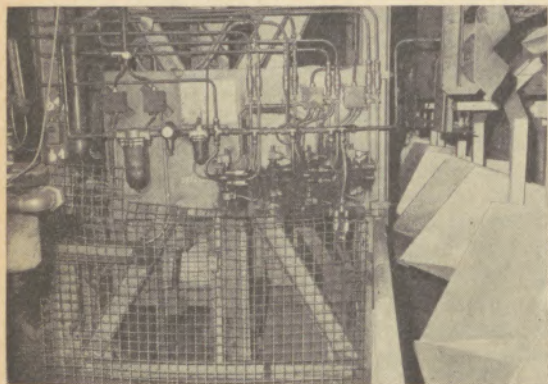
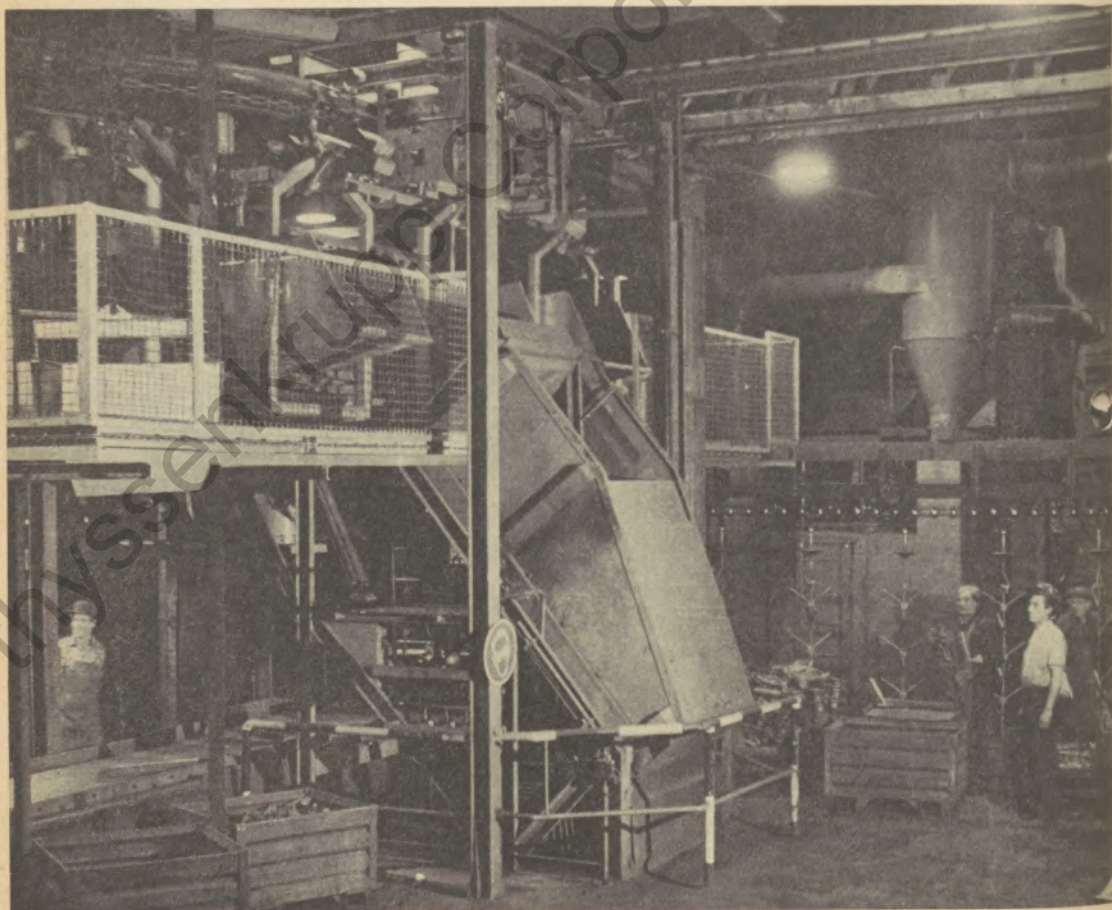


Bild 4

Bild 5



notwendig. Dadurch wird beispielsweise ein Stillstand des Gießbandes unterbunden, wenn an der jeweiligen Anlage gefüllte Kübel des davorliegenden Bandes vorbeilaufen. In Bild 2 erkennt man im Hintergrund über der Querrinne hängende Rundstäbe, die auf der Oberfläche der vibrierenden Trauben herumtanzen und den ungelösten Obersand abstoßen. Die Querrinne fördert die Trauben in die Stapelübergabe. Diese Vorrichtung ist in allen Richtungen zu bewegen. In ihr werden bis zu drei Trauben übereinander gestapelt. Man kann den technischen Vorgang in der Stapelübergabe vielleicht anhand einer Streichholzsachtel erläutern. Die Traube gleicht der Schachtel, die in einen Rahmen eingeführt wird. Der Rahmen liegt unter der Schwingrinne. Um ein Verhaken der Trauben untereinander zu vermeiden, wandert der Rahmen mit den aus der Querrinne kommenden Trauben mit. Die zweite und dritte Traube legt sich dabei positioniert jeweils auf die untere Traube. Nach der Stapelung werden die übereinanderliegenden Trauben geschlossen in den vorbeilaufenden Förderkübel gekippt. In Bild 3 erkennt man deutlich die Querrinne. Die Stapelübergabe liegt hinter der Säule im Vordergrund. In Bild 4 liegt die Stapelübergabe hinter dem Schutzgitter. Rechts erkennt man den vorbeilaufenden Förderstrang.

Eine Codierung über Schaltknocken sichert das Abfüllen ausschließlich leerer Kübel. Gleichzeitig empfängt der Kübel mit Hilfe dieser Knocken ein Vorsignal der aufgenommenen Qualität.

Wir verlassen den Kübel hinter der Gießerei, der nun einen langen Weg zur Abkühlung der Trauben durchläuft und wenden uns den beiden Abgabestationen an der Putzanlage zu. Die beiden in einer Schicht gegossenen Qualitäten werden hier getrennt von einander auf Schwingrinnen abgeschoben. Eine kippbare, taschenartig ausgebildete Vorrichtung überwindet den Höhenunterschied zwischen der Kettenförderstrecke und der darunterliegenden Schwingrinne vor der Putzanlage. In Bild 5 und 6 ist eine derartige Abgabestation einmal in der Aufnahmestellung (Bild 5) und einmal in der Abschiebestellung (Bild 6) zu sehen.

Es gibt einige wenige Gußstücke, die so rißempfindlich sind, daß sie nicht über die gesamte Förderstrecke geschickt werden können. Sie müssen einem Entspannungssofen zugeführt werden. Eine kleine Abgabestation läßt das Kippen solcher Teile von Hand vor einem Glühofen hinter der Gießerei zu. Nicht

zuletzt aus diesem Grunde können die Stapelübergaben in der Gießerei so geschaltet werden, daß wahlweise ein, zwei oder drei Trauben in einen Kübel gekippt werden.

Werfen wir zum Abschluß noch einen Blick auf die Steuerung. Die Hauptelemente sind übersichtlich in einem Schaltschrank untergebracht. An der Außenseite des Schaltschranks kann der Förderablauf der Anlage über Blinkzeichen verfolgt werden. Hier wird ferner bei Störungen die Störquelle angezeigt. Die Gußtransportanlage ist mit den Formanlagen sowie mit dem Altsandsystem verriegelt. Bei Störungen in der Gußtransportanlage werden diese Anlagen rechtzeitig stillgesetzt.

Wir wiederholen noch einmal die Varianten, die die Steuerung zuläßt:

1. Die getrennte Förderung von zwei Qualitäten in einer Schicht, unabhängig von den Formanlagen
2. Die getrennte Abgabe der jeweiligen Qualität an der Putzanlage
3. Die Wahl von ein, zwei oder drei Trauben je Kübel.

Wir hoffen, daß wir den Leser nicht allzusehr mit der Aufzählung der technischen Detailangaben gelangweilt haben, die bei der Schilderung einer solchen Anlage wohl einmal nicht zu vermeiden ist. Nachdem die Anlage nunmehr über Monate gelaufen ist, könnte man sagen, daß es anscheinend gelungen ist, die großen Schwierigkeiten bei der Planung der Anlage im wesentlichen aus dem Wege zu räumen. Einige Sorgen haben wir noch für die Zukunft. Der Anfall an Sand vor der Putzanlage ist noch zu hoch. Wir sind dabei, den Anfall zu vermindern. Ferner ist uns die Störquote der Anlage von der Förderkette her gesehen mit Ausfallzeiten im Durchschnitt zwischen 5 % und 7 % noch etwas zu hoch. Wir hoffen aber, die Störquote unter 5 % senken zu können. Auch kann erst in etwa zwei Jahren abschließend über die Verschleißneigung der Anlage geurteilt werden.

Beförderung

Am 7. Februar 1968 ist der Kernmacher Günter Stock zum Vorarbeiter in der Kernmacherei der Tempergießerei ernannt worden.

Wie wir von der Berufsgenossenschaft der chemischen Industrie erfahren, hat sich in einem kleineren Betrieb beim Reinigen eines Behälters durch Trichloräthylendämpfe ein tödlicher Unfall ereignet. Ein Destillateur, der früher Bergmann war und, wie sich herausstellte, keine besonderen Fachkenntnisse hatte, beauftragte einen 62jährigen Mitarbeiter, einen Behälter zu reinigen, der mit 3500 l Trichloräthylen gefüllt gewesen war. Der 62jährige stieg über eine Leiter in den Behälter und begann, mit einer Drahtbürste und einem Spachtel die innere Behälterwand von angesetztem Rost zu säubern. Irgendwelche Sicherheitsmaßnahmen waren weder vorgesehen, noch wurden sie durchgeführt.

Der 62jährige geriet in zunehmendem Maße unter die Einwirkung von Tri, das aus den vorhandenen Rückständen verdampfte. Nach zwei Stunden fiel dem Destillateur auf, daß keine Arbeitsgeräusche mehr zu hören waren. Als er daraufhin in den Behälter stieg, um nachzusehen, ob etwas passiert sei, sah er seinen Mitarbeiter bewußtlos am Boden liegen. Er versuchte, ihn aus dem Behälter zu schaffen. Der Versuch mißlang. Er verließ den Behälter, um Hilfe zu holen. Hierbei traf er einen weiteren Mitarbeiter und einen Handwerker einer Fremdfirma. Er bat sie, ihm bei der Rettung des Verunglückten zu helfen. Der Destillateur und der Mitarbeiter stiegen in den Behälter ein, während der Handwerker am Behälterrand verblieb. Gemeinsam versuchte man, den Bewußtlosen aus dem Behälter herauszuziehen, wobei der Handwerker die Aktion durch Ziehen am Rockkragen unterstützte. Hierbei wurde der Destillateur ohnmächtig und fiel auf den Boden. Die beiden anderen Retter konnten den Bewußtlosen nicht halten, so daß dieser auf den Destillateur fiel. Der mit dem Destillateur eingestiegene Mitarbeiter zeigte ebenfalls bereits Einwirkungen des Trichloräthylens. Er versuchte, den Behälter zu verlassen, was ihm auch noch mit letzter Kraft gelang. Mittlerweile war dem Handwerker die Gefahr zum Bewußtsein gekommen, und er alarmierte die Feuerwehr. Inzwischen war der zweite Retter wieder voll zu sich gekommen und nochmals allein in den Behälter gestiegen, um festzustellen, ob die beiden noch lebten. Infolge der nunmehr wieder einsetzenden Einwirkung der Trichloräthylendämpfe wurde er nunmehr endgültig bewußtlos und brach ebenfalls zusammen. Von der eintreffenden Feuerwehr wurden die drei Verunglückten in kurzer Zeit geborgen. Für den 62jährigen kam jede Rettung zu spät.

Aus diesem Grunde (einer von vielen) wurde durch

den Sicherheitsingenieur das „Tri“ für die gesamte BSI verboten. Es ist dafür nur noch das vom Gewerbeaufsichtsamt zugelassene, in unseren Betrieben erprobte und von unserer Versuchsanstalt laut Untersuchungsbericht empfohlene „Sicherheitskaltentfettungsmittel HAKU-VK-1025/6“ zu bestellen und zu verwenden.

Keine Blendung mehr

Die neue „Blendschutz- und Nebelbrille“

Die Blendung durch entgegenkommende Scheinwerfer ist für die Autofahrer seit jeher der Schrecken beim Autofahren, eine Gefahrenquelle allerersten Ranges, eine Quelle fast ständiger Angst bei starkem Gegenverkehr und die Ursache unzähliger leichter bis schwerster Unfälle. Alle Versuche und Experimente, mit der Blendung fertigzuwerden und die Autofahrer von dieser Unfallgefahr zu befreien, scheiterten mehr oder weniger gescheitert zu sein, wenn gleich immer weiter geforscht und experimentiert wurde und wird, um vielleicht doch noch zum Ziele zu kommen und die Blendungsgefahr auszuschalten. In Anbetracht der Auto-Unfälle durch Blendung, die auch bei uns auf dem Wege vom und zum Arbeitsplatz immer wieder vorkommen, hat unser Sicherheitsingenieur sich umgesehen und tatsächlich eine Brille gefunden, die Abhilfe verspricht. Es ist die „Blendschutz- und Nebelbrille“. Sie ist teilbeschichtet und verhindert jegliche Blendung durch Gegenlicht. Die Gläser sind im oberen Teil so beschichtet, daß eine Blendung vollkommen ausgeschlossen ist. Die untere Beschichtung bewirkt eine Aufhellung bei Nebelfahrt und gewährleistet trotzdem eine weite Sicht.

Der „Verein deutscher Sicherheitsingenieure“ hat diese Brille bei Angehörigen des Hüttenwerks Oberhausen geprüft und schreibt, daß von allen Personen, die die Brille probiert haben, übereinstimmend der enorme Aufhellungseffekt in der Dämmerung hervorgehoben wurde. Die Silberbeschichtung im oberen Teil der Brillengläser biete bei Nachtfahrten Schutz gegen Scheinwerferblendung, ohne die Sicht des Fahrers zu beeinträchtigen.

Interessenten können sich diese Brille bei unserem Sicherheitsingenieur zeigen und erklären lassen.

Zwei Beispiele

Seit Beginn dieses Jahres können wir endgültig sagen, daß die Entstaubungsanlage in der Stahlgießerei funktioniert und nun kein brauner Staub mehr die Umgebung und ihre Menschen belästigen wird.

Wir haben in der Dezemberausgabe gelesen, welcher Verarbeitung es bedurfte und welche Summen an Geld diese Anlage verschlungen hat, um das Bedürfnis der Bürger, möglichst staubfrei zu atmen, erfüllen zu können. Natürlich wußte die BSI auch selbst, als sie vor Jahren das Sauerstoffblasen einführte, daß über kurz oder lang etwas werde geschehen müssen, um den aus den Öfen herausgeblasenen Staub ab- und aufzufangen, und demzufolge hat sie schon sehr bald Untersuchungen angestellt und anstellen lassen über diesbezügliche Möglichkeiten. In dieser Zeit wurden wir mit einer gewissen Regelmäßigkeit mit Anfragen, Anrufen, Briefen und Anzapfungen selbst auf der Straße und oft mit sehr bösen Worten bedrängt, der „Tüpitte“ war hinter dem braunen Rauch her wie der Teufel hinter der armen Seele — die „braune Stunde“ war seine Erfindung —, als ob wir zum Spaß braune Wolken in die Luft gejagt hätten, um die Menschen zu ärgern, Polizei, Ordnungsamt und Gewerbeaufsichtsamt wurden alarmiert, die die BSI immer wieder aufforderten, den Staub zu beseitigen. Aber schneller ging es wirklich nicht.

Nun ist er weg — jedenfalls tritt er nicht mehr in Erscheinung. Die Bürger im Umkreis der BSI können aufatmen, sie können ruhig tief Luft holen, die Fenster öffnen, Wäsche draußen aufhängen, bei offenem Fenster schlafen, die Aussicht nach Süden ist nicht mehr, jedenfalls nicht mehr durch unseren Rauch, verhangen — zum Wohle der Bürger.

Wenn Sie, lieber BSI-Leser, nun aber annehmen sollten, daß ein Anruf oder ein Kärtchen von einem Bürger gekommen wäre, der seiner Freude Ausdruck gegeben hätte, daß wir es nun geschafft haben, ihn nicht mehr mit dem braunen Rauch zu belästigen, dann — ist es ein Irrtum!

Seit Jahren lesen wir von der Kippe an der Solinger Straße auf remscheider Gebiet, wo Remscheid seinen Müll abkippt. Wir lesen es nicht nur in unseren Zeitungen, die diese Kulturschande immer wieder anprangern, wir riechen es auch seit Jahren. Fünf Kilometer im Umkreis dieses Pestberges, nicht nur zur Sommerzeit, nein, auch im Winter, wenn es schneit, legt sich ein pestilenzartiger Schleier über die Ge-

gend mit schätzungsweise 10 000 Bürgern, und dringt mit geradezu infernalischer Durchdringlichkeit selbst durch die Ritzen in die Wohnungen und bis in die tiefsten Keller, Übelkeit befällt einen, und es ist nicht möglich, die Fenster zu öffnen. Ab und zu, wenn sich ein Bürger aufrafft und sich beschwert, wird etwas verlautbart: über Müllverbrennungsanlagen, Deponien (das hört sich interessanter an und nicht so ordinär wie Kippe, sondern geheimnisvoll, geradezu wissenschaftlich), die Feuerwehr rast hin und her (es wäre doch angebracht, von der Feuerwache bis zur Kippe eine Seilbahn oder besser, eine Stelzenstraße zu bauen), deren Einsätze wohl bald soviel gekostet haben werden wie eine Verbrennungsanlage, es wird von Müllzügen gesprochen, die irgendwohin „hinter den Strom“ fahren sollen, eine Bretterrutsche wird gebaut, die nicht mal ein paar Rodelschritten aushielte und auch prompt zusammengebrochen ist, die Gewerbetreibenden müssen Abkippgebühren zahlen, es wird debattiert und diskutiert und korrespondiert, und es stinkt und stinkt und stinkt, und zwar so gemeingefährlich (unser brauner Rauch war dagegen ein wohlriechender Kinderpuder), daß einem die Augen übergehen und dieser Aasgeruch einem noch stundenlang nach Windwechsel in der Nase sitzt. Dies ist bei Süd-Südwestwind besonders wohltuend, wenn die Menschen sich im Stadtpark erholen oder ihrem Besuch von auswärts die „Schönheiten“ Remscheids zeigen wollen. Es stinkt zum Wohle der Bürger.

Stellen Sie sich vor, im Rathaus würde das passieren, was in den alten berühmt-berüchtigten Soldatenschlagern so herrlich besungen wurde (sie kamen gleich nach „Lili Marleen“): „Das ganze Sch...haus steht in Flammen“, (damit ist natürlich nicht das „Rat“-haus gemeint) oder „Im Nachtopf (keine Verwechslung, bitte!) ist ein Rohr geplatzt, wir wissen nur nicht, wo.“ Wie schnell würde das ominöse „Haus“ gelöscht und das „Rohr“ gefunden sein, obwohl geradezu balsamische Düfte den Bergischen Löwen umschmeicheln würden im Vergleich zu diesem Kippengestank, den zu schildern selbst einem Dante, hätte er ihn wahrgenommen, bei Beschreibung des Höllengestankes die Worte gefehlt hätten, weil er einmalig bestialisch ist und der höllischste Gestank aller Zeiten.

Als einmalig wie die „Seestadt auf dem Berge“, auf die wir so stolz sind (wenn es doch wenigstens nach Seewasser röche!), wird diese Deponie (von lateinisch deponere = ablegen, deponieren) als „bergische

Die „Super-Isolations-Rettungsdecke“

Augen- und Nasenweide“ in die Geschichte der Stadt zum Ruhme ihrer Vorfahren im sechsten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts eingehen.

So sehr die BSI in den vergangenen Jahren hart bedrängt worden ist, den braunen Rauch zu beseitigen, so — umgekehrt — brennt und stinkt die Kippe — zum „Wohle der Bürger“. Oder fehlt es etwa an Geld? Nitt möglich!

Herbert Goretzki

Grober Unfug wird bestraft

Um einem Mitarbeiter einen Schreck einzujagen, hatte ein 32jähriger Stanzer während der Nachtschicht plötzlich die Hebel der Zweihandelnrückung einer Exzenterpresse betätigt, indem er von hinten mit beiden Händen über die Schultern des vor der Maschine sitzenden Kollegen hinweggriff. Der dadurch ausgelöste Stempel quetschte dem Mitarbeiter drei Finger der rechten Hand ab, mit der er gerade das Unterwerkzeug der Presse mit einem Putzlappen reinigte.

Durch den unverantwortlichen Unfug wurde der Pressenarbeiter zum Krüppel. Er erhält jetzt eine 40%ige Unfallrente. Mit Rücksicht auf die wirtschaftlichen Verhältnisse des Schädigers hatte der Vorstand der Berufsgenossenschaft davon abgesehen, ihn in Regreß zu nehmen, jedoch eine empfindliche Ordnungsstrafe verhängt. Da niemand mehr mit ihm zusammen arbeiten wollte, wurde er außerdem aus dem Betrieb entlassen.

Da der Verletzte Strafantrag wegen fahrlässiger Körperverletzung stellte, mußte sich der Stanzer auch noch vor Gericht verantworten. Er beteuerte in der Verhandlung, daß er keineswegs beabsichtigt habe, seinen Mitarbeiter zu verletzen, sondern daß er ihn nur erschrecken wollte. Der Staatsanwalt warf ihm vor, daß er habe wissen müssen, was passieren würde, wenn er unerwartet die Zweihandelnrückung einer Presse niederdrücke, unter deren Stempel ein anderer seine Hand habe. Das Amtsgericht verurteilte ihn rechtskräftig zu einer Geldstrafe von 600 DM und legte ihm außerdem die Kosten des Gerichtsverfahrens auf.

Ein jeder hat wohl schon mal erlebt, daß zum Beispiel ein Unfallverletzter — im Betrieb, im Bergwerk, beim Sport, auf der Straße —, der sich nicht mehr selbst fortbewegen kann, den jeweiligen Witterungseinflüssen wehrlos ausgesetzt ist, die ihm in dieser Unfalllage gesundheitlich noch zusätzlich schaden: Regen, Schnee, Nässe, Kälte, Hitze usw. Dagegen gab es bisher keinen ausreichenden Schutz. Und es so kommt — Holzauge, sei wachsam! —, hat unser Sicherheitsingenieur auf der letzten Ausstellung von Arbeitsschutzartikeln etwas entdeckt, was einer Bekanntmachung und Beschreibung höchst wert ist, weil es allen Verletzten, ganz gleich wie, wann und wo, einen absoluten Schutz vor gesundheitsschädigenden Einflüssen von außen geben kann.

Das Ding heißt „Super-Isolations-Rettungsdecke“ zur Rettung von Verletzten oder akut Kranken durch Schutz vor Kälte, Unterkühlung und Erfrierung mittels Konservierung der eigenen Körperwärme und zum Schutz vor Regen, Nässe, Wind, Staub und Schlamm und großer Sonneneinstrahlung durch ihre abstrahlende Wirkung.

Diese Decke ist eine Folie, auf der einen Seite silber-, auf der anderen goldbeschichtet. Es ist eine Spiegelmetalldauflage, die bewirkt, daß die eigene Körperwärme zwischen Körper und Folie bleibt. Sie ist fast unzerreißbar und optisch so auffallend, daß sie schon aus großer Entfernung (je nach Sichtverhältnissen) erkannt werden kann und auch Scheinwerferlicht weit zurückstrahlt.

Diese Folie ist 220 cm × 140 cm groß, so daß Mensch völlig eingewickelt werden oder sich selbst einwickeln kann (Nase natürlich freihalten!). Zusammengefoldet hat sie eine Größe von 8,5 × 6,0 × 2,5 cm (die Größe einer Zigarettenpackung). Die Folie ist wasserdicht und wasserfest und besitzt eine Zugfestigkeit von 1750 kg/cm². Sie ist super-reißfest und kann kleidungsgeng oder hauteng angelegt werden. Sie hält eine Kälte von — 70° C und eine Hitze von + 260° C aus, hat ein Gewicht von nur 55 g und kostet nicht viel mehr als der Preis für die Reinigung einer üblichen guten Autodecke.

Die Folie kann mehrmals gebraucht werden, wenn man sie nach Gebrauch wieder einigermaßen richtig zusammenfoldet. Sie braucht nach Gebrauch aber weder gereinigt, noch gewaschen, noch gebürstet zu werden. Man kann sie auch in Teilstücken verwenden (mit der Schere einfach ein Stück abschneiden), wenn zum Beispiel nur ein Bein oder ein Arm geschützt werden muß. Ferner ist sie fast unfühlbar dünn, man

Finanzänderungsgesetz

Rentnerkrankenversicherung

ist versucht zu sagen: es ist eine Wunderfolie für den Kraftfahrer, für den Wintersportler, für den Wanderer, ja, für jeden Menschen unserer Zeit, in der wir tausendfachen Unfallgefahren ausgesetzt sind, so daß mit ihr bei Unfällen jeder sich selbst und anderen schützend helfen kann. Zudem hat sie überall Platz, in der Handtasche, im Autohandschuhfach, in der Allapotheke, ja selbst in der Hosen-, Mantel- oder Jackentasche.

Nach dieser Beschreibung ist es einleuchtend, daß es „eine Folie ist von extremer Größe in einer extrem kleinen Packung, die Schutz bietet vor extremer Kälte und Hitze“ (stammt von der Herstellerfirma, ist aber erwiesen).

Nun stellen Sie sich vor, Sie haben einen Autounfall, Sie können weder weiterfahren noch sich zu Fuß fortbewegen, es regnet in Strömen, der Wagen ist demoliert, Sie müssen im Freien warten bis jemand Sie entdeckt. Dann: die Folie entfaltet, sich eingepackt, sie bleiben warm, eventuelle Wunden sind geschützt.

Oder: Sie sehen vom Auto aus einen demolierten Wagen und den Verletzten danebenliegen und die Sonne brennt vom Himmel. Schnell die Folie heraus, den Verletzten eingehüllt und Hilfe geholt.

Oder: ein Gebirgssportler kommt vom Wege ab, es wird Nacht, er muß den Morgen abwarten. Die Folie heraus, sich eingepackt, dann kann eigentlich nichts passieren bis er gefunden wird oder sich selbst bei Tageslicht zurechtfindet.

Gibt unzählige Beispiele, die alle schon tatsächlich geschehen sind und in denen diese Folie geholfen hätte, wenn sie schon erfunden gewesen wäre. Ja, selbst den passionierten Wanderern über weitere Strecken kann sie das Leben retten, wenn zum Beispiel einer schlapp macht, durch Kreislaufstörungen vielleicht, und Arzt oder Auto erst weither geholt werden müssen. Die Folie schützt den Kranken vor gesundheitsschädigender Kälte oder Hitze und hält ihn bei normaler Körpertemperatur.

Weil nun diese Folie einen so enorm vielfältigen Verwendungszweck verspricht und hält, wobei es immer um unser Leben oder mindestens um unsere Gesundheit geht, ist diese „Isolationsdecke“ auch für unser Werk angeschafft worden und liegt in der Unfallstation und in den Erste-Hilfe-Kästen jederzeit zur Verfügung bereit.

Unser Sicherheitsingenieur hat sich außerdem bereit erklärt, den Werksangehörigen, die Interesse an dieser „Rettungsfolie“ haben, diese zu zeigen. hego

Wie durch Presse, Rundfunk und Fernsehen bekannt geworden ist, sind verschiedene Änderungen durch das Finanzänderungsgesetz ab 1. Januar 1968 in Kraft getreten. Unter anderem sind auch die gesetzlichen Bestimmungen des Rentnerkrankenversicherungsgesetzes vom gleichen Tage ab geändert worden. Nunmehr sind also alle Empfänger einer Rente aus der gesetzlichen Rentenversicherung (Arbeiter oder Angestellte) versicherungspflichtig.

Diejenigen Rentenbezieher, die über ihre Rentnerkrankenversicherung noch im Unklaren sind, bitten wir daher, bei unserer Kasse vorzusprechen.

Insbesondere interessieren unsere Kasse diejenigen Rentenbezieher, deren Ehefrauen bisher Leistungen als Familienangehörige auf Grund der Versicherung des Ehemannes von unserer Kasse erhielten, weil sie nunmehr einen eigenen Krankenversicherungsanspruch haben.

Betriebskrankenkasse

GIFA 1968

Das Angebot der GIFA 1968 — Düsseldorf vom 20. bis 26. Juni — umfaßt Gießereimaschinen und -einrichtungen sowie Roh- und Hilfsstoffe aller Art. Außerdem werden Gußstücke für alle Verwendungszwecke aus einer breiten Skala metallischer Werkstoffe gezeigt. Eine besondere Leistungsschau „Konstruieren mit Gußwerkstoffen“ wird das GIFA-Angebot sinnvoll ergänzen. Die GIFA 1968 vermittelt damit einen Überblick über das gesamte Gebiet des Gießereiwesens entsprechend dem neuesten Stand der Technik. Fortschritte auf dem Gebiet der Formstoffe und Bindemittel sowie die Weiterentwicklung der Verdichtungsverfahren haben bei der Form- und Kernherstellung neue Lösungen ermöglicht, die dem Wunsch des Gußverbrauchers nach Steigerung der Maßgenauigkeit und Oberflächengüte entgegenkommen. Die neuzeitliche Schmelz- und Legierungstechnik ist nicht ohne Einfluß auf die Qualität der Gußwerkstoffe geblieben. Damit wird die Internationale Gießerei-Fachmesse — GIFA 1968 — auch zur wichtigen Informationsquelle für den Konstrukteur aus allen Bereichen der gußverbrauchenden Industrie.

Die Elektro-Lehrwerkstatt in der Halle Süd

Heinz Heyne, Elektromeister

Immer wieder hört man die Frage: „Elektro-Lehrwerkstatt, wo ist denn die?“ — Selbst Väter, die ihre Söhne hier lernen lassen, aber auch Angehörige der BSI, finden den Weg dorthin nur schwerlich.

Es wird also jeden Werksangehörigen, der es noch nicht weiß, interessieren, daß außer der großen Lehrwerkstatt in Stachelhausen eine eigene Elektro-Lehrwerkstatt entstanden ist. Sie befindet sich in der nun stillgelegten Halle Süd.

Wenn man von der Entstehung dieser Lehrwerkstatt spricht, muß man zunächst den Zeitpunkt betrachten, in dem sie entstanden ist. Es war im März 1967, damals also, als die Abschwächung der Konjunktur auch in der BSI ihre Auswirkungen zeigte. Es steht doch wohl außer Zweifel, daß man zu dieser Zeit andere Sorgen hatte, als eine neue Lehrwerkstatt einzurichten. Wenn sich die Geschäftsleitung dennoch dazu entschloß, dann nur deshalb, weil sie sich der großen Verantwortung gegenüber unseren Lehrlingen bewußt ist. Natürlich ist die wirtschaftliche Flaute auch ein Hindernis für den schnellen Aufbau der Elektro-Lehrwerkstatt gewesen. Die größte Schwierigkeit bestand darin, einen geeigneten Raum dafür zu finden. Es sind dann einige Wochen vergangen, bis ein solcher gefunden war. Zu diesem Zeitpunkt ist die Südhalle für die Produktion stillgelegt worden. Dadurch wurden auch die Büroräume in dieser Halle frei. Das war zumindest vorläufig eine ganz gute Lösung. Einige Einrichtungsgegenstände konnten wir nach kurzer Aufarbeitung aus alten Beständen der einzelnen Abteilungen übernehmen. Inzwischen sind alle zum Unterricht und zur praktischen Ausbildung dringend notwendigen Teile, wie Übungswand, Lehrbauplatten, Versuchseinrichtungen usw. von den Lehrlingen selbst angefertigt worden. Natürlich wird es noch einige Zeit dauern, bis alles vervollständigt ist und die noch fehlenden Sachen angeschafft sind. Man kann aber heute schon sagen, daß die Grundlagen für eine gute Ausbildung der Starkstromelektriker geschaffen sind.

Das Lehrprogramm der Starkstromelektriker umfaßt zunächst einen einjährigen Grundlehrgang in der Hauptlehrwerkstatt Stachelhausen. Dort lernen die Lehrlinge Feilen, Bohren, Drehen usw. Diese Fertigkeiten sind notwendig, da der Beruf des Starkstromelektrikers auch einfache Schlosserarbeiten erfordert. Erst danach kommen die Lehrlinge in die Elektro-lehrwerkstatt. Hier werden sie zunächst mit den Grundkenntnissen der Elektrotechnik vertraut gemacht und lernen den Umgang mit den entsprechen-



Bild 1: An der Übungswand lernen die Lehrlinge das Verdrahten von Schaltschränken und andere Installationsarbeiten.

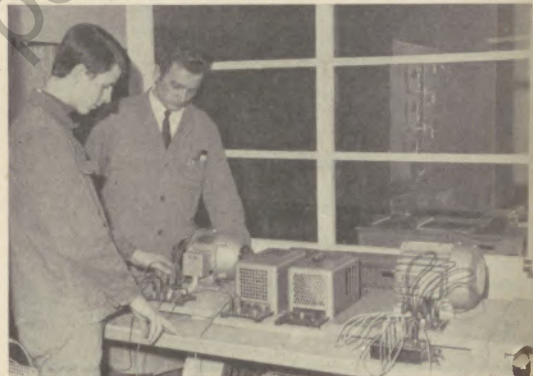


Bild 2: Der Motorenstand kann durch Steckverbindungen mit anderen Prüf- und Meßeinrichtungen verbunden werden und hilft schaltungstechnische Zusammenhänge richtig zu verstehen.



Bild 3: An diesem Lehrgerät nach dem Bauplattenprinzip können in kurzer Zeit Schaltfunktionen gesteckt werden.



Bild 4: Am Reißbrett lernen die Lehrlinge das Anfertigen von Schaltplänen.

den Werkzeugen und Installationsmaterialien. Durch einfache Schaltungsaufgaben bekommen sie eine Einführung in die Arbeiten eines Starkstromelektrikers. Zur Vervollständigung des Grundwissens gehen die Lehrlinge dann für einige Monate in die Elektrowerkstatt des Instandhaltungsbetriebes und werden den Facharbeitern zugeteilt. Sie lernen dort den Maschinenpark kennen und werden mit den Räumlichkeiten des Betriebes bekannt gemacht. Mit dem gefestigten Grundwissen kommen sie zur Elektrowerkstatt zurück und lernen nun alle für einen Starkstromelektriker notwendigen Fertigkeiten. Ihr praktisches Wissen wird durch den an die Berufsschule gepaßten Werkunterricht ergänzt. Nach einer Einführung in das Zeichnen von Schaltplänen kommen sie für drei Monate in das Zeichenbüro des Instandhaltungsbetriebes und lernen dort die selbständige Anfertigung von Schaltplänen für den werkseigenen Maschinenpark. Nach der Rückkehr in die Elektrowerkstatt werden sie für die Facharbeiterprüfung vorbereitet und haben dann das notwendige Rüstzeug für einen Starkstromelektriker.

Es wird immer wieder in Presse, Rundfunk und Fernsehen und auch in unserer Arbeitszeitung darauf hingewiesen, daß es in der heutigen Zeit dringend notwendig ist, einen Beruf zu erlernen. Natürlich nicht irgendeinen. Die richtige Berufswahl wird immer wieder von Eltern und Erziehern unterschätzt. Die Erfahrungen haben erwiesen, daß einige Jugendliche nach Zweidrittel ihrer Lehrzeit plötzlich kein Interesse mehr für den gewählten Beruf zeigen und gern einen anderen ergreifen würden. Nach dieser Zeit ist es aber meistens zu spät für einen Berufswechsel, weil

er auch mit finanzieller Belastung verbunden ist. Es braucht nicht besonders erwähnt zu werden, daß durch den einmal gewählten Beruf später eine Familie ernährt werden muß. Man kann einen Beruf nicht als notwendiges Übel auffassen, sondern man muß Freude an der Arbeit haben. Nur dann hat man auch Freude am Alltag und nicht nur an Sonn- und Feiertagen.

Wer nicht hören will . . .

Ein Mann wird wiederholt belehrt, wie es sich im Betrieb gehört, daß jedermann zu seinem Schutze die vorgeschrieb'ne Kluft benutze: Gamaschen, Schürzen, Hitzejacken, die Handschuh', um recht zuzupacken, auch sich're Stiefel, Helm und Brille! — Der Mann jedoch meint in der Stille, man wolle ihm mit all den Sachen wohl nur das Dasein schwerer machen, versteht nicht, daß die Firmen eben für „so was“ so viel Geld ausgeben! Der Mann, dem hier der Weitblick fehlt, und den auch nicht die Sorge quält, ob er bald selbst das Schicksal teilt, das täglich irgendwen ereilt, bleibt bei der Arbeit ungeschützt, wogegen auch kein Zuspruch nützt. Doch kommt der Chef dann durch die Hallen, so tut der Mann „ihm den Gefallen“, schnell Helm und Brille anzulegen, nur um nicht Ärger zu erregen! Bei alldem hat der Mann vergessen, wo seine — wo des Chefs Int'ressen; und die Geschichte läuft dann aus — wie leider oft — im Krankenhaus. Dort klagt der Mann in seinem Bette: „Wenn ich doch gleich begriffen hätte . . .“ Wer einer Vorschrift nur entspricht, weil grad' der hohe Chef in Sicht, der muß oft schmerzlich spät erfahren, was frühe Einsicht könnt' ersparen.

Vor einiger Zeit wurde gefragt, warum für die in den Ruhestand tretenden Werksangehörigen in der Werkszeitung kein Nachruf mehr veröffentlicht wird.

In der ersten Zeit unserer Werkszeitung ist, wie vielleicht noch Erinnerung, ein Jahr hindurch allen ausscheidenden Werksangehörigen, wenn sie Pensionäre wurden, ein kleiner Nachruf mit Bild gewidmet worden. Die Redaktion hatte es sich, unvoreingenommen wie sie war, ganz nett zurechtgelegt; denn immerhin hatten diese Pensionäre 10, sehr viele 20 oder 30 und viele 40 oder 50 Jahre in der BSI gearbeitet, gute und schlechte Zeiten mit ihr erlebt, zu ihrem Bestand beigetragen, und sie waren von Betrieb zu Betrieb bekannt.

Diese kleinen Nachrufe enthielten einen kurzen Lebenslauf mit Berufsausbildung und Tätigkeit in der BSI bis zum Ausscheiden. Das war einfach gedacht, aber schwierig durchzuführen; denn jedesmal mußte ja jemand aus dem Betrieb oder der Abteilung über den Pensionär Auskünfte geben, meistens der jeweilige Vorgesetzte, manchmal mehrere, wenn die Betriebe gewechselt worden waren. Oft aber mußten auch die nächsten Mitarbeiter um Auskunft gebeten werden, die aber meistens nicht viel wußten, es sei denn, sie waren verwandt oder von klein auf befreundet. Das wäre mit viel Mühe und nicht ganz gutem Gewissen auch leidlich gut gegangen, wenn — wir alle Engel wären. Da dies nicht der Fall ist und niemals sein wird, und es auch immer und überall ungenießbare Kollegen, unleidliche Meister, grobe Vorarbeiter, unfreundliche Betriebsleiter, eingebilddete Mitarbeiter, Drückeberger, Ohrenbläser und manche anderen nicht immer angenehmen Zweibeiner im Erdengarten geben kann, die wir uns aber nicht aussuchen können, können Sie sich vorstellen, wie das Ergebnis der einzelnen Auskünfte manchmal aussah, zumal ja auch keiner übergangen werden durfte, denn das wäre schlimmer, als wenn über keinen etwas gesagt wird.

Schon damals sagte mir der damalige Hauptfinanzbuchhalter Karl Gerling: Passen Sie auf, Sie kommen in Teufels Küche; alles wird niemals stimmen, und einer wird immer etwas auszusetzen haben. — So ist es auch gekommen. Es ging also darum, entweder nur einen vom Pensionär selbst verfaßten Lebenslauf zu bringen oder diesen Lebenslauf mit einer Charakteristik des Menschen innerhalb unserer Werksgemeinschaft zu verbinden oder selbst aus der Arbeitskarte und durch Auskünfte der Mitarbeiter über ihn etwas zu schreiben. Beide Möglichkeiten

haben den Nachteil, daß für ihren Wahrheitsgehalt niemand garantieren kann und der Pensionär eventuell einem Verlust an Ansehen ausgesetzt würde, wenn dieser oder jener käme und sagte: das stimmt ja garnicht, oder: soviel Honig war auch nicht nötig, um nur zwei harmlose Beispiele und Urteile zu nennen. (Wir haben solche Fälle ja schon bei höchster Bundesprominenz gehabt.) Das war und ist eine Klippe, da wir, wie jeder weiß, keine Engel sind, und Lorbeerkränze von den Mitmenschen gewöhnlich bei anderen nicht gern gesehen werden. Es ist dies eine Sache der Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit auf beiden Seiten.

In Kenntnis, daß einem scheidenden Werksangehörigen von seinen Mitarbeitern gesagt worden ist: Ihnen wird aber auch keiner eine Träne nachweinen, ist es wohl besser, den Boden der Möglichkeit der Augenschere und Heuchelei erst garnicht zu betreten; denn wie hätte in dem eben erwähnten Fall der Nachruf wohl ausfallen sollen in Beherzigung des Grundsatzes „nil nisi bene“, das heißt: lebenden und toten Scheidenden nur Gutes nachzusagen.

Daß wir alle liebe Menschen sind (wenn wir schlafen), das wissen wir, ob aber jeder lieb und nett zu seinen Mitmenschen ist, zuvorkommend, hilfsbereit, verständnisvoll, das können nur die nächsten Genossen wissen. Es gibt dann nur zwei Möglichkeiten: über den grünen Klee loben, wie wir es täglich überall lesen, daß oft genug die Hühner lachen und das Ansehen des Gepriesenen nicht gerade gehoben wird, oder sich auf die Aussagen von Vorgesetzten und Kollegen verlassen, deren Meinungen meistens auseinandergehen, aus denen dann ein Gemisch entsteht, daß eventuell nicht einmal vom Pensionär angenommen wird oder ihm sogar unangenehm ist. Das kann unter Menschen auch garnicht anders sein. Jeder ist eine Karikatur für sich, über die die anderen lachen oder weinen oder vor Lachen weinen. Deshalb ist es immer so lustig auf der Welt. Deshalb fangen die Menschen auf dieser komischen Kugel auch immer wieder von vorne an, seit Tausenden von Jahren, und kommen zu nichts außer mit absoluter Sicherheit zum Grab, und auch dann weinen und lachen die anderen beim fröhlichen Schmause und freuen sich, daß sie noch nicht dran waren.

Um also jeder Lobhudelei, jeder falschen Charakteristik, überhaupt jeder Unrichtigkeit aus dem Wege zu gehen, denn eine reine Datenangabe erfüllt ja nicht den Zweck eines solchen Nachrufes, ist diese Rubrik für die Pensionäre, einfach aus Mangel an

genügend richtigen Informationen, eingestellt worden. Dies ist, soweit ich Gespräche darüber führen konnte, auch anerkannt und gutgeheißen worden, denn im Grunde sind wir alle doch verdammt ehrliche Kerle, denen im guten wie im bösen jeder falsche Zungenschlag zuwider ist.

Wenn natürlich ein Vorgesetzter oder ein anderer Werksangehöriger einem Pensionär einige Zeilen widmen will, dann steht dem natürlich nichts im Wege. Wenn ich glaube, einem Mitarbeiter Ehre und Freude zu bereiten, indem ich über ihn und für ihn in der Werkszeitung etwas schreibe, dann kann ich das natürlich tun, und falls jemand nicht so schreibgewandt ist, dann hilft ihm selbstverständlich die Redaktion, wie es bisher immer üblich war. Vielleicht ist dies überhaupt der einzige Weg, auf dem Pfade der Tugend wandeln zu können.

Warum jetzt nochmal davon gesprochen wird? Weil danach gefragt worden ist und in einem Fall sich niemand zuständig fühlte, ein paar Zeilen zu verfassen. Das war immerhin besser als eine falsche und nicht überzeugende Aussage.

In diesem Sinne grüßt Sie alle recht herzlich

Ihr STRUPPI

Nachwuchs für die Feuerwehr

Für unsere Werksfeuerwehr werden einige Nachwuchskräfte gesucht. Bevorzugt werden ausgebildete Handwerker, besonders Schreiner.

Werksfeuerwehr BSI

Um Antwort wird gebeten

Die Stahlgußverkäufer in der obersten Etage des Verkaufsgebäudes beklagen sich seit langem über die üblen Dünste, die aus der Unterwelt des Gebäudes zu ihnen hinaufsteigen und sie bei der Arbeit belästigen. Sie glauben, daß die Jünger Wielands, die zwar kein Eisen schmieden, aber Stahlguß- und Tempergußproben für die Werkstoffanalysen herstellen, es sich zu einfach machen, indem sie den bei diesen Arbeiten entstehenden übelriechenden Qualm statt durch die Fenster oder Ventilatoren abströmen, ins Treppenhaus entweichen lassen, so daß sich die Stahlgußverkäufer manchmal wie in einem Gas- und Nebelfeld fühlen. Sie hätten gern gewußt, ob dies unbedingt notwendig und nicht zu beseitigen ist.

In den letzten Wochen wurden die Treppenaufgänge im Wohlfahrts- und Verkaufsgebäude renoviert. Diese Maßnahme war längst fällig, zumal eine völlige Neugestaltung der Verwaltungsgebäude seit langem geplant ist. Die Verwirklichung dieser Baupläne mußte aber leider in Anbetracht der konjunkturellen Situation, die allen bekannt ist, zurückgestellt werden; andererseits duldete die Beseitigung des schlechten Zustandes der Treppenaufgänge keinen weiteren Aufschub mehr.

Und nun ist es soweit. Das freut natürlich jedermann, daß diese schon lange anstehende Sache in Angriff genommen worden ist und die Treppenaufgänge nun in neuem Glanz erstrahlen. Es ist, als würde selbst bei Nacht und Nebel in den Gebäuden die Sonne scheinen, und als würde man ein neues Haus betreten. Unermüdlich waren die Handwerker unserer Feuerwehr und der Instandhaltung am Werk, um die Treppenhäuser vom Keller bis zum Dach zu erhellen, und man hatte den Eindruck, als machte es ihnen selbst Spaß, endlich die schwarzen Flächen, an denen noch teilweise der Pulverdampf der Bombennacht 1943 zu sehen war, sowie Fenster, Türen und Sockel in lichtetes Weiß zu verwandeln, und sie haben allesamt eine saubere Arbeit geleistet. Nun fühlen sich alle in diesen Gebäuden viel wohler. Dess' sing' ich und bin froh, in dulci júbilo!

go

Endlich ein ungefährlicher Übergang

Nachdem viele Werksangehörige, die vom Markt zur BSI herunterkommen, seit Herbst vergangenen Jahres geradezu lebensgefährliche Stellen des Bürgersteiges infolge der Baustelle Papenberger Straße / Freiheitstraße passieren mußten, ist jetzt endlich die tiefe Baugrube mit einer Bretterwand abgeschirmt, ein Überweg aus Teersplitt über die Freiheitstraße hinweg angelegt und (o Wunder!) an der Ecke sogar eine Beleuchtung angebracht worden, so daß man jetzt ungefährdet zur BSI kommen kann. Und wem haben wir das zu verdanken? Unserem Sicherheitsingenieur! Er sorgt für unser Leben wie eine Mutter für ihre Kinder. Nach einem hartnäckigen Kampf mit Bauunternehmer und Behörden hat er dies für uns erreicht. Ihm sei Lob und Ehre!

Es gibt Leute, die hören das Gras wachsen und die Flöhe husten — oder bilden sich das jedenfalls ein! Und im Glauben an solche hellseherischen Fähigkeiten reden sie sich dann ein: „Mir passiert schon nichts!“

Doch Sicherheit hat nichts mit Glauben zu tun, sondern mit Wissen und Denken. Daß es ratsam ist, unter der Schutzkappe, also bei der Arbeit, zu denken, wird wohl kaum jemand bezweifeln. Doch einfach nur denken, das ist oft noch nicht genug. Wer von uns erinnert sich wohl nicht an jene Augenblicke seiner Ausbildungszeit, als er sich einen kapitalen Schnitzer geleistet und hinterher die lahme Entschuldigung gestammelt hat: „Aber ich dachte doch ...“ — worauf prompt die Antwort kam: „Du sollst nicht denken, sondern nachdenken!“

Aber auch mit dem Nachdenken ist es noch nicht getan; denn ebenso wichtig für jede gute und sichere Arbeit ist das Vorausdenken! Die Fähigkeit, durch Überlegung im voraus festzustellen, was in den nächsten Sekunden und Minuten geschieht oder geschehen könnte, welche Störfaktoren und Gefahrenmomente bei den nachfolgenden Arbeitsvorgängen zu erwarten sind, diese Fähigkeit hat nichts mit Hellseherei und Hokusfokus zu tun, sondern sie hängt vor allem davon ab, wieviel Fachwissen und Berufserfahrung man besitzt und welchen Gebrauch man davon macht. Wer die richtige Antenne für diese Dinge hat, kann die Vorgänge des umsichtigen und vorausschauenden Denkens bei der Arbeit soweit entwickeln, daß sie schließlich fast automatisch verlaufen. Eine solche Automatik, die uns veranlaßt, stets und wie selbstverständlich das Richtige zu tun und riskante Handlungen zu unterlassen, die uns einen „Riecher“ für vorhandene oder auch nur denkbare Gefahren verleiht, nennt man den „sechsten Sinn“.

Wenn man von jemand sagt, er sei „von allen guten Geistern verlassen“, so denkt man bei diesen Geistern wohl vor allem an den „sechsten Sinn“. Während Geister im allgemeinen unsichtbar sind, kann man meistens sehr leicht erkennen, ob ein Kollege den „sechsten Sinn“ hat oder nicht. Um nur ein Beispiel zu nennen: Keinen „sechsten Sinn“ besitzt ganz offenbar jener Lagerarbeiter, der bei der Arbeit offene Sandalen trägt — vermutlich fehlt ihm nicht nur die Phantasie, um sich vorzustellen, welche Empfindungen ein 10 Kilogramm schweres Ersatzteil hervorruft, das auf fünf ungeschützte Zehen fällt, sondern auch

wohl die Erfahrung, die ihm sagt, daß ein solcher Fall ja schließlich jederzeit eintreten kann!

Übrigens ist Arbeit, die mit dem „sechsten Sinn“ verrichtet wird, nicht nur sichere, sondern meist auch besonders gute Arbeit! —

Probieren Sie es doch einmal — Platz für den „sechsten Sinn“ ist sicher auch unter Ihrer Schutzkappe!

Neuer Verbraucherschutz ab 1. Januar 1968

Mit der Jahreswende trat die Verordnung zur Änderung der Lebensmittel-Kennzeichnungsverordnung in Kraft. Diese Verordnung ist ein sehr wesentlicher Schritt auf dem Wege zur besseren Information des Verbrauchers, denn mit den neuen Bestimmungen werden besondere Kennzeichnungen für verpackte Lebensmittel tierischer Herkunft vorgeschrieben. Nachdem der Gesetzgeber hier einer alten berechtigten Forderung der Verbraucher nachgekommen ist, sollte sich jetzt auch der einzelne Verbraucher über die neuen Vorschriften unterrichten.

„Die Tatsache, daß immer mehr Lebensmittel verpackt angeboten werden, daß die Verbraucher sich einen gewissen Vorrat an solchen Lebensmitteln zulegen und daß diese Lebensmittel, insbesondere Fleisch und Fleischwaren, Fisch und Fischerzeugnisse und andere, unterschiedlich haltbar sind, macht es notwendig, den Verbraucher, neben anderen schon bisher vorgeschriebenen Angaben auf den Packungen, auch über die Herstellungszeit und die Haltbarkeitsdauer der verpackten Lebensmittel durch entsprechende Angaben auf den Packungen zu unterrichten.“

Dem berechtigten Anspruch der Verbraucher auf klare, wahre und möglichst weitgehende Kennzeichnung verpackter Lebensmittel wird durch diese neuen Vorschriften, die jetzt in Kraft getreten sind, in wesentlich verbesserter Weise Rechnung getragen.

Deshalb soll eine Broschüre die Verbraucher mit den zur Verbesserung ihrer Urteilsfähigkeit und zu ihrem Schutz erlassenen Vorschriften näher bekanntmachen und ihren Willen zur überlegten Bedarfsdeckung stärken.“

Die unter der Bezeichnung „Über die Pflicht zur Kennzeichnung verpackter Lebensmittel“ erschienene Schrift steht kostenlos jedem Haushalt zur Verfügung. Sie kann bestellt werden beim „Bundesausschuß für volkswirtschaftliche Aufklärung“, 5000 Köln 14, Postfach 229/230.

und wer „küßt“ uns?

Es war einmal ein uralter Gartenzwerg, der lebte in einem tiefen Wald weit hinter den Grenzen, wo vor langer Zeit ein großer Krieg getobt hatte und seit dieser Zeit die Bäume ohne Spitzen bis in den Himmel wachsen, wo sich die Füchse Gutenacht sagen und die Hunde mit den Schwänzen bellen. Als er merkte, daß er bald in das große Gartenzwergengland hinter dem größten Strom werde ziehen müssen, da beschloß er, noch einmal auf die Wanderschaft zu gehen und zum letzten Mal die Gartenzwergengländer zu besuchen, in die seine Söhne und Töchter hinausgezogen waren, und wo seine Enkel und Urkel wohl noch wohnten.

Und nach einem langen Marsch durch Felder und Wälder, durch Dörfer und Städte, durch Hitze und Kälte und Schnee und Eis und Wind, kam er in das größte der deutschen Gartenzwergengländer. Ei, ei, was waren da die Leute fleißig. Sie liefen von Haus zur Arbeit und von der Arbeit nach Haus und werkten Tag und Nacht, und niemand hatte Zeit, obwohl sie Autos hatten und Flugzeuge; aber sie hatten auch Rundfunk und Fernsehen und Kühltruhen und die tollsten Sachen, die man sich nur denken kann, und die viel Geld kosteten.

Und es war gerade nach Weihnachten, da verkündeten Riesenplakate und Fernsehschauen und Rundfunkklänge, der Karneval sei da, und jetzt ginge es los, denn er komme nur ein Mal im Jahr auf zwei Monate. Und es dröhnte durch alle Gassen und über alle Plätze „Humbtahumbtahumbtatätärää“ und „Wer das bezahlen?“. Dem alten Gartenzwerg war schon ganz wirr im Kopf, und immer noch las er: „Prinzenkrönung in Düsseldorf“ und „Jeckensitzung in Köln“ und „Kappenabend in Remscheid“.

Aber die fleißigen Gartenzwerges kümmerten sich nicht viel darum. „Robota! Robota!“, riefen sie und rannten weiter. — „Für wen arbeitet ihr denn, ihr lieben Leute?“, fragte er sie. — „Für ein Auto“ — „für eine Wohnung“ — „für ein Häuschen“ — „für eine Urlaubsreise!“, sagten die einen und liefen nach Hause. — „Für die Mehrwertsteuer“ — „für eine Mondrakete“ — „für einen neuen Minister“ — „für die Entwicklungshilfe“ — „für die Wahlpropaganda der Parteien“ — „für ein neues Rathaus!“, sagten die anderen und rannten zur Arbeit.

Und er kam in ein großes Werk, da zischte und brodelte und dröhnte es, und die Gartenzwerges arbeiteten, mit Schweiß und Staub bedeckt, und niemand beachtete ihn; so fleißig waren sie, daß sie

ihn garnicht bemerkten, und es sah so aus, als würden sie überhaupt nicht mehr aufhören, so versunken waren sie in den Gang der Maschinen, in das Spucken der Öfen, den Lauf der Fließbänder.

„Geht ihr denn nicht zum Kappenabend?, ihr lieben Gartenzwerges?“, fragte er sie. — „Geldverdienen, Geldverdienen!“, schrien sie — „und zur Prinzenkrönung?“ — „Alles eilig, alles eilig!“ — „und zum Rosenmontagszug?“ — „Keine Zeit, keine Zeit!“ — „Aber, ihr lieben Gartenzwerges, wenn ihr den Rosenmontag nicht feiert, wer feiert ihn denn dann?“, fragte bekümmert der Gartenzwergengreis.

Da kam von hinter dem großen Schmelzofen ein kleiner stämmiger Gartenzwerg hervor, angetan mit einer riesigen Schutzkappe mit einer großen Brille, mit einer silbernen Schürze und einer großen Stange wie St. Christophorus, gab ihm, ohne ein Wort zu sagen, ein Zeitungsblatt in die Hand und wies auf eine Stelle. Müde und ganz benommen im Kopf, setzte sich der alte Gartenzwerg auf einen leeren Formkasten und las:

Beamte dürfen „blau machen“
Düsseldorf — Am „höchsten rheinischen Feiertag“, dem Rosenmontag, dürfen die Bediensteten der Düsseldorfer Landesregierung „blau machen“. Das hat das Kabinett in seiner letzten Sitzung ausdrücklich beschlossen. Die Chefs der Landesbehörden außerhalb Düsseldorfs sind nach Angaben des Regierungssprechers Stallberg ermächtigt worden, „unter Berücksichtigung der karnevalistischen Tradition“ die Dienstzeit am Rosenmontag (26. Februar) nach eigenem Ermessen zu regeln. Nach altem Brauch wird an diesem Tag garnicht oder nur soviel wie unbedingt nötig gearbeitet.

Da erhob sich der alte Gartenzwerg, schlug sich seitwärts hinter die Öfen und weinte bitterlich.

Aus der „Chronik der deutschen Gartenzwerges“

hego

Seit Anfang dieses Jahres gibt es bei den deutschen Kreditinstituten eine wesentliche Neuerung. Nach langen Vorüberlegungen, wie man dem durch den Scheck charakterisierten bargeldlosen Zahlungsverkehr auch in der Bundesrepublik zum Erfolg verhelfen könne, sind die Kreditinstitute auf Initiative der drei Großbanken übereingekommen, Scheckkarten auszugeben, mit denen sie die Einlösung von Schecks über Beträge bis zu DM 200,— zusichern. Die nachstehend in einem Muster abgebildete Scheckkarte ist aus fälschungssicherem, mit einer Plastiksicht überzogenem Material hergestellt und hat das Format 86 auf 54 mm. Sie kann also leicht in der Brief- oder Handtasche untergebracht werden.

NICHT ÜBERTRAGBAR		RÜCKSEITE BEACHTEN	
BANK-AG Scheckkarte			
Friedrich Kunde			
Konto-Nr. 200/79854	Gültig bis Ende 1968	Karten-Nr. 68254	
<i>Friedrich Kunde</i>			

Während schon bisher die meisten Geschäfte, Hotels, Gaststätten, Tankstellen, Reisebüros usw. Schecks in Zahlung nehmen und nur mitunter die Vorlage des Personalausweises verlangt wurde, braucht nach Einführung der Scheckkarte niemand mehr zu zögern, Schecks statt Bargeld entgegenzunehmen. Der Schecknehmer hat lediglich zu prüfen, ob Kontonummer und Unterschrift auf dem Scheck und der Scheckkarte übereinstimmen, und auf der Rückseite des angenommenen Schecks die Nummer der Scheckkarte zu notieren. Seine Bank wird ihm dann den Scheckbetrag, wenn der Scheck innerhalb von acht Tagen vorgelegt wird, bis zu DM 200,— ohne weiteres gutschreiben. Selbstverständlich werden — wie schon bisher — auch Schecks über höhere Beträge eingelöst, soweit das Konto des Scheckausstellers eine entsprechende Deckung aufweist.

Ein nicht zu unterschätzender Vorteil der Scheckkarte liegt darin, daß man nunmehr auch auf Reisen überall in der Bundesrepublik entweder mit Scheck zahlen oder sich die benötigten Bargeldbeträge durch

Scheckeinreichung bei jedem beliebigen Kreditinstitut beschaffen kann.

Die Gültigkeitsdauer einer Scheckkarte wird jeweils auf ein Kalenderjahr beschränkt. Voraussetzung für die Ausgabe ist, daß ein laufendes Konto (z. B. auch ein Lohn- oder Gehaltskonto) unterhalten wird. Dem Sparkonteninhaber, der bisher noch nicht über ein laufendes Konto verfügte, wird in Zukunft zu empfehlen sein, sich ein Konto für den Zahlungsverkehr einrichten zu lassen.

Es ist zu erwarten, daß sich schon bald ein völlig neues „Scheckgefühl“ ausbreiten, daß der Scheck zu einer Selbstverständlichkeit des täglichen Lebens werden wird. Kein Scheckaussteller braucht mehr zu befürchten, daß sein Scheck zurückgewiesen wird, kein Schecknehmer wird lediglich aus Risikogründen die Annahme von Schecks verweigern.

Betriebliches Vorschlagswesen

In der letzten Sitzung des Kuratoriums für das betriebliche Vorschlagswesen sind folgende Prämien vergeben worden:

Edmund Benninghoff, Temperei Papenberg	100 DM
Bernhard Feyer, Schweißerei Stachelhausen	40 DM
Erich Festerling, Mechan. Werkstätten	85 DM
Friedrich Wurm, Rep.-Schlosserei Papenberg	260 DM
Erich Festerling, Mechan. Werkstätten	180 DM

Kleine Anzeigen

Waschmaschine mit Wassermotor und Wäschepresse, neuwertig, zu verschenken.

Karl Ashauer, Untertalstraße 24

Eine guterhaltene Couch ist zu verschenken. Heiderhoff, Schützenstraße 61

Lieber Leser,

wenn Sie mit irgend etwas, das hier in der Werkszeitung steht, nicht einverstanden sind, zu einem Text bestimmte Fragen haben, etwas ergänzen, zu einer Sache, die hier behandelt worden ist, Ihre Meinung sagen oder Anregungen geben oder überhaupt etwas für die Werkszeitung schreiben möchten (dasselbe gilt natürlich auch für die Frauen unserer BSI-Angehörigen), dann schreiben Sie bitte an: Redaktion, Bergische Stahl-Industrie, 563 Remscheid.

Eine allgemeinverständliche Untersuchung, in der es um unser Geld geht

Sind wir nicht auch etwas schuld daran? Gemeint ist: an den Preiserhöhungen, die von Zeit zu Zeit, wie jetzt wieder durch die Mehrwertsteuer, unsere Geldbeutel anknabbern. Es geht also um die Preise und wie man ihnen eventuell beikommen kann.

Die folgenden Zeilen sind nicht geschrieben, um dem Einzelhandel eins auszuwischen. Das wäre zu billig. Sind geschrieben aus der Kenntnis der Tatsache, wie schwer das Geld in unserer Industrie verdient werden muß, von Former, Schweißer, Dreher, Gießer, von Arbeitern und Angestellten, und wie schwer es für die Unternehmen (jedenfalls in unserer Branche) ist, Gewinne aus dem Verkauf unserer Werkstücke herauszuholen, um auch den Werksangehörigen einen angemessenen Teil an ihnen zum Urlaub und zum Jahresende zukommen zu lassen.

Als noch Bundeskanzler Erhard durch die deutschen Lande zog, zum Maßhalten aufrief und uns vorwarf, wir würden zu üppig leben (wer, hat er nicht gesagt), forderte er auch die Hausfrauen auf, marktgerecht einzukaufen, das heißt, nach dem warengerechten Preis zu suchen. Die Frauen sollten also straßauf, straßab laufen und die billigsten Apfelsinen, Zitronen, Brötchen und was sie sonst alles brauchen, suchen und — finden. Herr Erhard hat uns aber nicht die Methode verraten, nach der sich unsere Frauen durch das Labyrinth von Geschäften und Preisen bis zum marktgerechten Preis durchfinden könnten. Nun hat es auch bei Bundeswirtschaftsminister Schiller verdächtig geschillert, als er im November vergangenen Jahres und unlängst wieder ebenfalls die Verbraucher aufrief, nach der billigsten Ware zu suchen und sich im neuen Jahr nicht durch eventuelle Preiserhöhungen mit der Begründung der Mehrwertsteuer übervorteilen zu lassen. Die Methode dazu hat er uns aber ebenfalls nicht verraten und auch nicht, wie man den marktgerechten Preis zum Beispiel für ein Pfund Kappes überhaupt findet. Nun legte sich auch Herr Strauß mit den Verbrauchern an, indem er behauptete, die weitere konjunkturelle Entwicklung hänge vom marktgerechten Verhalten des Verbrauchers ab. Tolle Sache eigentlich, welche wirtschaftspolitischen Aufgaben auf einmal dem kleinsten Wesen im Staate, dem kleinen Verbraucher (die großen brauchen nicht so aufs Geld zu sehen), aufgebürdet werden. An die Geschäfte aller Art aber hatte niemand appelliert, sondern ihnen nur wohlwollende Ratschläge gegeben. Das Ergebnis haben wir erlebt. Nachdem dann bereits in den ersten Neujahrswochen Handel und Gewerbe auf breiter Front die Preise zu

erhöhen begannen und ein allgemeines Wehklagen anhub, ist es Schiller und Strauß doch unheimlich geworden, und sie rafften sich auf und warnten (!) den Handel, appellierten aber zugleich wiederum an die Verbraucher, sich nicht übervorteilen zu lassen; denn — die Mehrwertsteuer trat am 1. Januar 1968 in Kraft, aber eine Rolle Harzer Käse zum Beispiel, die bislang 48 Pf kostete, wurde bereits am 27. Dezember 1967 in demselben Laden auf 58 Pf erhöht und kostet heute 65 Pf.

Zudem aber hat leider weder Schiller noch Strauß bisher etwas gegen die anrühige Preisbindung unternommen, durch die die Endpreise stets überhöht sind. Über ein Jahrzehnt zum Beispiel haben wir für Schokoladen vieler Marken das Doppelte von dem bezahlt, was wir nach dem Zusammenbruch der Schokoladenpreisbindung seit zwei, drei Jahren bezahlen. Das Bundeskartellamt hat nach eingehenden Untersuchungen wiederholt festgestellt, daß die Waren nach Wegfall der Preisbindung im Durchschnitt um 15 % bis 30 % billiger wurden und sich dann so hielten. Dasselbe haben wir bei Spirituosen (dank Erhard kamen dann teilweise wieder 20 % Steuern drauf), Waschmitteln und einigen anderen Waren erlebt. Aus dunkler Quelle wird nun von Zeit zu Zeit kolportiert, daß die meisten Frauen die Preisbindung für besser hielten als freie Preise. Das aber ist nach den eben festgestellten Tatsachen ganz unvorstellbar, es sei denn, diese Frauen litten an Verschwendungssucht, ganz abgesehen davon, daß die Preisbindung in jedem Fall ein Gegenelement zur freien Marktwirtschaft ist.

Nach dem, was eben gesagt worden ist, ist zu untersuchen, ob es überhaupt möglich und durchführbar ist, marktgerecht einzukaufen, das heißt, die preiswerteste Ware zu finden, zumal „teuer“ nicht in jedem Fall auch gleich „gut“ ist. „Was gut ist, ist auch teuer“, ist ein Schlagwort der Verkäufer mit dem Holzhammer auf den Kopf des Käufers. Deshalb sei zunächst die Behauptung aufgestellt, daß man durchaus preiswert einkaufen kann, wenn man einige einfache Voraussetzungen erfüllt, etwas Umsicht walten läßt und nicht unbedingt das erste beste kauft, das einem unter die Augen kommt, also: durch Selbsthilfe. Besonders möglich ist dies in einer so kleinen Stadt, deren Geschäfte man von einem Ende zum anderen übersehen kann und in der sogar noch Markttage abgehalten werden.

Grundsätzlich gibt es zwei Arten von Geschäften: solche, die immer und bei jeder allgemeinen wirt-

schaftlichen Lage teuer sind, und solche, die mit Verständnis für Angebot und Nachfrage ihre Preise der allgemeinen Kaufkraft anzupassen sich bemühen und nicht unbedingt von heute auf morgen reich werden wollen, so daß der Verbraucher sich „seine“ preiswerten Läden aussuchen und immer dort kaufen kann, weil er weiß, er wird gut bedient und nicht übervorteilt.

Es ist selbstverständlich, daß hier, um Unterschiede klar zu machen, keine Geschäfte oder Branchen genannt werden können. Es bedarf aber keiner besonderen Intelligenz, um sich dabei selbst helfen zu können. Ausschlaggebend bei jeder Geldausgabe ist einzig und allein das Bewußtsein, daß die Mark, die man in der Hand hält, erstmal verdient werden mußte, ehe sie ausgegeben werden kann. Die Ware muß also die Mark wert sein. Falsch hat zum Beispiel jene Frau gehandelt, die auf dem Markt 30 ausgereifte vollsaftige Apfelsinen für 2 DM haben konnte, aber lieber trotz guten Zuredens 10 Stück unausgereifte mit dicker Schale und wenig Saft für 2 DM kaufte. Schlagsahne kann man den Viertelliter für 98 Pf haben, aber in anderen Läden nur für 1,35 DM. Das ist doch ein toller Unterschied. Auf diesen aufmerksam gemacht, meinte der Einzelhändler, das könnte er nicht, er würde dann zu wenig verdienen. Leider können aber auch wir nicht unserem Arbeitgeber sagen, er solle auf unseren Lohn etwas drauf tun, weil wir in „unserem“ Geschäft 10 Pf bis 50 Pf pro Ware mehr bezahlen mußten als in anderen. Man muß sich also von falscher Rücksichtnahme freimachen. Es fragt ja auch niemand, wie es unserem Werk geht, und niemand kam und hat uns etwas dazugelegt, als es vergangene Weihnachten nicht zu derselben Gratifikation reichte wie 1966. Vor allem aber darf man nicht auf „Kreide“ kaufen, sonst liefert man sich erbarmungslos aus.

Wenn in einem Geschäft die Kaffeemühle 52 DM kostet und drei Geschäfte weiter die gleiche nur 39 DM, dann müßte einer schon sehr dumm sein oder sehr viel Geld haben, um die teurere zu kaufen. Von „viel Geld“ kann wohl aber bei uns nicht die Rede sein. Andererseits muß man sich aber doch wundern, wie großzügig manche Frauen mit dieser Kostbarkeit umgehen, wenn die Händler ihnen schöne Augen machen und „ihre“ Ware über den grünen Klee loben, so daß die Frauen sich „schämen“, aus dem Laden zu gehen, und sich breitschlagen lassen, ohne daran zu denken, mit wieviel Schweiß die Mark verdient worden ist, bevor sie sie in die Hand be-

kam. Man kann also bei etwas Umsicht doch preiswert einkaufen? Denken wir doch zum Beispiel an Schuhe und Textilien, bei denen man enorme Preisunterschiede feststellen kann bei gleicher oder fast gleicher Qualität. Natürlich ist es nicht „so“ einfach, wie Erhard, Schiller oder Strauß uns dies einzureden versuchen. So einfach ist das nicht, wie folgendes Begebnis beweist:

Intermezzo (selbsterlebt)

Am 3. Januar ging ich in ein Geschäft und verlangte eine mittlere Tube „badedas“. Die Inhaberin reichte sie mir: „2,90“ — „2,90?“ , frage ich. „Diese Tube hat doch immer 2,25 gekostet“. „2,25?“ , fragt sie mit jungfräulichem Augenaufschlag. „Nein, davon weiß ich nichts. Die kostet 2,90“. In der Annahme, daß der frühere Preis vielleicht stark herabgesetzt war und nun durch die Mehrwertsteuer der ursprüngliche Preis genommen werden müßte, bezahlte ich mit Groll im Busen 2,90. Zufällig ging ich in einen Laden direkt gegenüber, um etwas zu kaufen, und sah dort die gleiche Tube „badedas“. „Was kostet sie?“ — „2,25“. Und wie ich so hinschaue, was sehen meine entzündeten Augen?: die größte Tube „badedas“ für 9,75, die im ersten Geschäft 12,90 kostet. Zu gleicher Zeit sehe ich Delicious-Äpfel, die in diesem Laden bisher das Pfund 68 Pf kosteten, während ich sie in anderen Läden seit langem für 55 Pf das Pfund bekam, auch auf diesen Preis herabgesetzt. „Nanu“, sage ich, „jetzt auch zum Preis wie anderswo?“ — „Ja“, kommt es kleinlaut heraus, „wir mußten sie runtersetzen“. (Weil sie niemand gekauft hatte.)

Am nächsten Tag ging ich in das Geschäft mit dem teuren

„badedas“ und reklamierte den Preis. Und siehe da, der Inhaber nahm die Tube und gab mir das Geld dafür zurück, ohne ein Wort zu sagen. Aber (und das ist das große Hindernis allen „marktgerechten“ Einkaufens) — wer tut das schon? — es kostet immer wieder Energie und Überwindung.

Wenn ich zum Beispiel einen Lampenschirm brauche, und dieser in einem Geschäft 36 DM kostet, im Geschäft gegenüber aber bei noch besserer Verarbeitung und gleicher Form und Farbe nur 15 DM, dann müßte mich doch der Teufel reiten, wenn ich den teureren kaufe, und dann lohnt es sich schon, etwas Umschau zu halten. Die Ausrede, man hätte keine Zeit dazu, kann zwar auf Lebensmittel zutreffen, die fast täglich frisch gekauft werden müssen, und die Zeit dazu doch knapp werden kann, aber auf keinen Fall für andere oder gar größere Anschaffungen; denn wir haben jeden Samstag frei, wir haben den

verkaufsoffenen Samstag und noch manche andere Gelegenheit, wirklich preiswert einkaufen zu können.

Man darf natürlich auch keine Vorurteile gegen manche Geschäfte haben. In dieser Beziehung haben die Deutschen die meisten Hemmungen. Es gibt genug Leute mit sehr dicker Brieftasche, die eben einkaufen, wo sie die Ware am preiswertesten bekommen, während andere mit ganz flacher Brieftasche in möglichst „vornehme“, komfortabel ausgestattete Läden gehen müssen und sich selbst auf Kosten ihres Geldbeutels etwas „vormachen“; denn nachher sieht es kein Mensch dem Mantel an, was er gekostet hat und wo er gekauft ist, es sei denn, der Besitzer hängt ihn immer und überall so auffällig auf, daß man das Firmenschild sehen kann.

Der Preis macht die Musik

Am schlechtesten haben es die Berufstätigen. Sie sind wirklich übel dran mit der Zeit, vor allem dank des publikumsfeindlichen Ladenschlußgesetzes. Sie haben deshalb nur ein bis zwei Stunden täglich zum Einkaufen, und samstags reichen die Stunden auch meist nicht aus, um alles erledigen und einkaufen zu können, was sie sich vorgenommen haben. Sie also können am wenigsten nach der preisgerechten Ware suchen und werden deshalb auch oft draufzahlen müssen, weshalb also den Hausfrauen die gewiß wichtige Aufgabe zufällt, durch preisgerechtes Einkaufen preisregulierend und preisdrückend zu wirken, wobei natürlich die Frage gestellt werden kann, warum überhaupt der Verbraucher in diese Lage gedrängt werden muß, und warum er sich nicht darauf verlassen kann, daß jede Ware auch ihren Preis wert ist.

Diese Aufgabe werden die Hausfrauen natürlich umso besser erfüllen können, je mehr sie auf die Mark sehen, das heißt, Geld und Ware richtig einschätzen lernen. Dann werden sie manchen 10-DM-Schein mehr in der Tasche behalten (für den sie sich wieder etwas anderes leisten können, denn der Rubel muß natürlich rollen), als wenn sie ihn sorglos ausgeben; denn dann können sie nicht so ohne weiteres über hohe Preise klagen. Wenn wir die Mark nämlich allzu großzügig ausgeben, ohne auf ihren Wert gegenüber der Ware zu achten, dann entsteht der völlig falsche Eindruck, als würden wir in unserem Werk Geldstücke statt Gußstücke (für die wir im übrigen immer zuwenig bekommen) fabrizieren, und dann ist es kein Wunder, wenn für die Waren, die wir brau-

chen, immer mehr verlangt wird, denn: „die haben's ja“.

Das Preisniveau steigt ohnehin automatisch (wenn auch mäßig, aber doch regelmäßig) in einer florierenden Volkswirtschaft, weil ein Teil der Gewinne ja wieder verteilt wird. Einfach ausgedrückt: wenn die Verkäuferin 100 DM mehr im Monat bekommen soll, dann muß ihr Arbeitgeber dies in Einklang mit seinen Preisen und Gewinnen bringen. Er wird also als volkswirtschaftlich bewußter Kaufmann einen Teil dieser 100 DM selbst tragen, also etwas weniger am Stück verdienen, den anderen Teil auf den Preis schlagen. In einer gut funktionierenden Volkswirtschaft ist dies auch garnicht gefährlich. Bei solchem gegenseitigen Spiel wird der Verbraucher nicht übervorteilt, weil er selbst ja auch an den Gewinnen seines Unternehmens beteiligt ist und wiederum mehr verdient. Wenn Handel und Gewerbe aber nicht so wirtschaftsbewußt handeln, dann müssen wir sie (leider) durch marktgerechtes Einkaufen zu marktgerechtem Handeln zwingen (soweit es der Staat nicht tut oder nicht tun kann); denn wenn wir ihnen nichts abnehmen, werden sie schon zur Einsicht kommen, ihre Ware preisgerecht anzubieten. Uns jedenfalls soll es völlig gleichgültig sein, ob einer etwas verkauft oder nicht, (der andere tut es sicher gern marktgerecht), weil wir ja auch nur den marktgerechte Lohn erhalten, das heißt den, den der Gewinn nach Verkauf unserer Gußstücke zuläßt, und nach dem wir uns strecken müssen.

Bei diesen Voraussetzungen: Umschau halten, Umsicht walten lassen und die Mark erstmal umdrehen, bevor man sie ausgibt, liegt es auf der Hand, daß wir wirklich preiswert einkaufen und ungerechtfertigten Preiserhöhungen wirksam entgegenwirken können, was zu beweisen war, wobei wir es natürlich dankbar begrüßen würden, wenn uns der Staat dabei hülfe und uns nicht allein diese undankbare Aufgabe überließe.

Gegen ungerechtfertigte Preiserhöhungen gibt es aber schließlich in jedem Falle ein absolut wirksames Mittel: nicht mehr dorthin, anderswohin gehen!

Herbert Goretzki

Heinrich Aab

Nachdem das alte Jahr verronnen
(ein neues hat bereits begonnen),
die Feiertage sind vorbei,
packt uns des Alltags Einerlei.
Daß dieser Ausdruck nicht ganz stimmt,
ist klar, und wer ihn übelnimmt,
der soll nicht heftig aufbegehren,
ich will nur unsern Standpunkt klären.

Erkennen wir ganz klar die Lage:
es gilt, an jedem Arbeitstage
uns immer wieder zu bewähren,
das Weit're wird die Zukunft lehren.
Doch jeder trage dazu bei,
daß diese Zukunft besser sei;
es geht, das ist die Konsequenz,
einfach um uns're Existenz.

Nur gute Arbeit kann uns geben,
was nötig ist für unser Leben.
Es ist die Arbeit, die uns eint,
und das ist gut so, wie mir scheint,
denn nur vereint wird unsre Kraft
vervielfacht, sogar musterhaft.
Es wäre nötig einzusehen,
so und nicht anders kann es gehen.

Gewiß, das Jahr begann nicht schlecht,
doch bitt' ich sehr, versteht mich recht,
von selbst stellt sich kein Wohlstand ein,
der kann nicht selbstverständlich sein.
Voraussetzung vor allen Dingen
ist es, das Möglichste zu bringen,
und unsre Arbeit so zu sehen,
daß keine Störungen entstehen.

Die Kriesenstimmung abzubauen
und auf die eigene Kraft vertrauen,
wäre Punkt eins in diesem Falle,
den Nutzen haben wir dann alle.
Die Pflicht mit gutem Willen würzen,
Liefertermine zu verkürzen,
das alles wären feste Mauern,
die eine Krise überdauern.

Persönliche private Ziele,
die sind natürlich auch im Spiele,
zum Beispiel ist die Urlaubszeit
in diesem Jahre nicht mehr weit.
Mit Fleiß, so glaube ich, entfällt
niemals das Sonderurlaubsgeld!
Soweit, so gut — faßt an ihr Lieben,
hilft mit, den Karren vorwärtsschieben!

„Unsere Küchen- und Gewürzkräuter“, Beschreibung, Anbau, Verwendung, von Dr. Georg Boros, 123 Seiten mit 64 Abbildungen, 8.80 DM, Eugen Ulmer Verlag, Stuttgart.

Dieses Buch wird nicht nur die Kleingärtner sondern auch und vor allem die Hausfrauen, die gern kochen, interessieren, zumal die Lebensmittelfabriken dazu übergegangen sind, neue, bislang bei uns unbekannte Gewürze und Gewürzkombinationen anzubieten. Nun ist natürlich in keinem Fall das Gewürz in natura gleichwertig dem aus der Konserve. In jedem Fall ist das natürliche Gewürz aus naheliegenden Gründen besser, denn Konserve ist eben nicht mehr reine Natur. Wer aber erstmal angefangen hat, in seiner Küche die verschiedenen Gewürze und Gewürzkräuter anzuwenden, der findet mit der Zeit soviel Spaß daran, daß er noch mehr Gewürze und Kräuter kennenlernen und verwenden möchte; denn der Gebrauch von Gewürzen in der Küche ist eine Kunst, die zu erlernen allerdings nicht schwer ist, zumal es Spezial-Gewürzhändler gibt, die fast alle Gewürze der Welt anbieten können. Es lohnt sich, sich an Hand dieses Büchleins einen Überblick zu verschaffen, was es alles gibt. Die meisten der hier angeführten und beschriebenen sind dem Namen nach bekannt, aber nicht deren verschiedene Eigenarten und Verwendungsmöglichkeiten. Deshalb ist das Verwendungsverzeichnis für Kräuter und Gewürze, das Verzeichnis von Gerichten mit den dazu verwendeten Gewürzen und die Auswahl kochenbewährter Rezepte besonders zu begrüßen. Man kann sagen, daß jede Hausfrau, die für ihre Familie kocht und dies gern tut, mit größtem Interesse in diesem Büchlein lesen wird, um ihre „Mäuler“ mit immer neuen „leckeren“ Sachen zu überraschen.

Wer aber ein Gärtchen hat, der wird nach dieser Lektüre verfehlen, sich ein Eckchen als „Kräutergärtchen“ einzurichten, zumal die meisten Kräuter Stauden und nur wenige einjährig sind. Es macht unheimlich viel Spaß, Majoran, Kerbel, Minze, Lavendel, Liebstöckel, Thymian, Melisse und viele andere wachsen und blühen zu sehen, da sie auch in der Blüte abwechslungsreich und schön sind.

Natürlich ist dies kein Rezeptbuch. Vielmehr werden nur Anregungen gegeben. Es wird auf die Möglichkeiten hingewiesen, wie die einzelnen Gewürze in der Küche Verwendung finden können. Und so, wie das Buch vorliegt, dürfte es in keiner Küche fehlen.

hg

40 Jahre Mitarbeit

Ernst Stadtkus,
Endkontrolle Tempergießerei,
am 15. März 1968

Hermann Berghaus,
Kernmacherei Stahlgießerei,
am 5. April 1968

Adolf Weiffenbach,
Stahlgießetrieb,
am 26. April 1968

25 Jahre Mitarbeit

Ernst Thurauf,
Lohnverrechnung Stahlgießerei,
am 1. März 1968

Anita Hardenbruch,
Hauptbuchhaltung,
am 1. April 1968

Hans Kolb,
Werkzeugmacherei Mech. Werkstätten,
am 1. April 1968

Hugo Kett,
Härterei Stahlgießerei,
am 17. April 1968

10 Jahre Mitarbeit

Elfriede Tesche,
Werksaufsicht,
am 21. April 1968

Im Leben traten ein

Dirk, Sohn von Manfred Gronemann,
Konstruktionsbüro, am 8. Dezember 1967

Holger, Sohn von Siegfried Falk,
Schlosserei Stachelhausen,
am 19. Dezember 1967

Andreas, Sohn von Horst Janzen,
Modellschlosserei Stachelhausen,
am 19. Dezember 1967

Melanie, Tochter von Erwin Fischbeck,
Formerei Papenberg,
am 26. Dezember 1967

Susanne, Tochter von Alfred Koll,
Modellschlosserei Stachelhausen,
am 1. Januar 1968

Holger, Sohn von Horst Auckschlat,
Karussell-Dreherei Stachelhausen,
am 3. Januar 1968

Daniel, Sohn von Herbert Haeger,
Energie-Betrieb, am 11. Januar 1968

Stefan, Sohn von Hanna Schönenborn,
Büro Tempergießerei,
am 22. Januar 1968

Es haben geheiratet

Theis Fissler, Instandhaltungsbetrieb,
und Margot Köster, am 13. Dezember
1967

Horst Janzen, Modellschlosserei
Stachelhausen, und Gabriela Carnielo,
am 15. Dezember 1967

In den Ruhestand traten

Peter Werner,
Betriebsleiter Mech. Werkstätten,
nach 46jähriger BSI-Zugehörigkeit,
am 31. Dezember 1967

Karl Dörr,
Kernmacherei Stahlgießerei,
nach 10jähriger BSI-Zugehörigkeit,
am 29. Dezember 1967

Robert Flechsig,
Einkauf,
nach 16jähriger BSI-Zugehörigkeit,
am 31. Dezember 1967

Walter Hauschild,
Büro Stahlgießerei,
nach 50jähriger BSI-Zugehörigkeit,
am 31. Dezember 1967

Walter Ickes,
Putzerei Stahlgießerei,
nach 15jähriger BSI-Zugehörigkeit,
am 31. Dezember 1967

Erich Lutter,
Schmelzerei Tempergießerei,
nach 45jähriger BSI-Zugehörigkeit,
am 31. Dezember 1967

Alois Schüller,
Schmelzerei Stahlgießerei,
nach 26jähriger BSI-Zugehörigkeit,
am 12. Januar 1968

Friedrich Kumschier,
Ledigenheimverwalter,
nach 43jähriger BSI-Zugehörigkeit,
am 31. Januar 1968

Leo Palicki,
Werksaufsicht,
nach 31jähriger BSI-Zugehörigkeit,
am 8. Februar 1968

Artur Schmitz,
Schlosserei Stahlgießerei,
nach 10jähriger BSI-Zugehörigkeit,
am 15. Februar 1968

Emma Arntz, Pensionärin, 72 Jahre alt,
am 2. Dezember 1967

Artur Müller, Pensionär, 70 Jahre alt,
am 8. Dezember 1967

Hermann Haenel, Pensionär, 65 Jahre
alt, am 12. Dezember 1967

Fritz Weissenborn, Pensionär, 82 Jahre
alt, am 12. Dezember 1967

Klara Quabeck, Ehefrau von Karl
Quabeck, Pensionär, 70 Jahre alt,
am 13. Dezember 1967

Ernst Stuckart, Pensionär, 69 Jahre alt,
am 17. Dezember 1967

Alfred Wunsch, Pensionär, 68 Jahre
alt, am 17. Dezember 1967

August Fastenrath, Pensionär, 62 Jahre
alt, am 19. Dezember 1967

Hans Joachim Wächtler, Karussell-
Dreherei Stachelhausen, 23 Jahre alt,
am 20. Dezember 1967

Elfriede Langer, Pensionärin, 66 Jahre
alt, am 20. Dezember 1967

Felix Dietsch, Pensionär, 76 Jahre alt,
am 25. Dezember 1967

Karoline Schlösser, Ehefrau von Werner
Schlösser, Pensionär, 80 Jahre alt,
am 29. Dezember 1967

Paul Butz, Pensionär, 68 Jahre alt,
am 30. Dezember 1967

Matthias Meier, Pensionär, 84 Jahre
alt, am 3. Januar 1968

Hermann Schantowski, Chr. Putz.
Stachelhausen, 56 Jahre alt,
am 5. Januar 1968

Julius Winter, Pensionär, 69 Jahre alt,
am 8. Januar 1968

Adele Leonhardt, Pensionärin, 81 Jahre
alt, am 15. Januar 1968

Gustav Kasischke, Pensionär, 67 Jahre
alt, am 23. Januar 1968

Max Gries, Pensionär, 63 Jahre alt,
am 29. Januar 1968

Wilhelm Klask, Pensionär, 67 Jahre
alt, am 30. Januar 1968

Eugen Hoss, Pensionär, 71 Jahre alt,
am 3. Februar 1968

Elfriede Klemm, Ehefrau von Alfred
Klemm, Pensionär, 64 Jahre alt,
am 4. Februar 1968

Renate Eppert, Tochter von Wendelin
Eppert, Labor, 1 Tag alt,
am 30. Januar 1968

